Mütze und Krone.

Roman

von

Herman Schmid.

Vierter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1869.

Vierter Band.

Motto:

O diese fürchterliche Liebe
Hat alle frühen Blüten meines Geistes
Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
Für Deine großen Hoffnungen gestorben!

Don Carlos, V, 1.

Erstes Kapitel.

Bis ins Grab.

Der große Kirchhof der Hauptstadt war gedrängt voll Menschen. Obwohl die Seitenthore geschlossen und die Haupteingänge mit Wachen besetzt waren, wogten doch auf allen dahinführenden Zugängen immer neue Schaaren heran. Zwar versuchten es Manche, an den Häusern hin festen Fuß zu fassen, um so von einem sichern Platze aus das allgemein erwartete Schauspiel übersehen zu können, es war jedoch unmöglich; denn die Strömung war so stark, daß sie Alles mit sich fortriß, an der langgestreckten Kirchhofsmauer dahin, bis sich endlich das Gedränge auf die Wiesen und zwischen die kleinen Häuser entlud, in welchen dort die Stadt verlief. Am besten hatte es eine kleine Gesell=

schaft getroffen, welche von den erhöhten Stufen einer Schenke Besitz ergriffen hatte, die mit stumpfer Ecke ein paar an einander stoßende Straßen beherrschte und ziemlich hoch hinanstieg, sodaß sie, wie eine Art Terrasse, überdies von einem breiten, gestreiften Leinwanddache überspannt, ein ebenso bequemes als geschütztes Plätzchen abgab, von welchem aus der Ueberblick über die flutende Menge gegen den Kirchhof hin, sowie nach den rückwärts zur Stadt führenden Straßen vollkommen frei war. Es war eine gewöhnliche Schenke der niedern Art, in welcher meist nur Arbeiter, Gesellen oder Fuhrleute vom Lande einzukehren pflegten, welche, den Pflasterzoll und die theuren Zechen im Innern der Stadt scheuend, gern außerhalb der Mauern verblieben und ihre leichten Gestelle in einander schoben, daß sich daraus eine Art von Wagenburg bildete. Auch diese war von Kindern und schreienden Lehrjungen, mitunter auch von einem besonders neugierigen Erwachsenen erklettert worden, wie denn auch unter die Schurzfelle und Blousen auf der Terrasse einige besser gekleidete Gestalten sich gemischt hatten. Gegenüber stand ein ungewöhnlich großes Haus mit drei bis vier ansehnlichen Fensterreihen übereinander, deren Einförmigkeit es sofort als ein öffentliches Gebäude bezeichnet hätte, wenn auch nicht mit schwarzen, massiven Eisenbuchsta-

ben die Inschrift: Schulhaus daran angebracht gewesen wäre. Unter dieser Inschrift hing eine Tafel mit den Worten: Wahllokal des einundzwanzigsten Districts. Alle Fenster des Gebäudes, sowie die der andern Häuser waren dicht mit Köpfen von Schaulustigen besetzt, der Thorbogen aber, obwohl weit geöffnet, war vollkommen leer.

„Holla, wer rudert denn da mitten durch das Gedränge über die Gasse herüber?“ rief ein Bursche, dessen weiße Brustschürze nicht ganz unblutig war und dadurch den Kellner und Metzger der Wirthschaft zu erkennen gab. „Der muß tüchtig schwimmen und ausgreifen, wenn er da durchkommen will. Ha“, fuhr er fort, während die Gäste lachend nach der bezeichneten Richtung hinsahen, „jetzt erkenne ich ihn. Der kommt schon durch. Das ist der Drehermeister Gerbel. Der hat ein paar tüchtige Ellbogen am Leibe. Wer die in die Rippen bekommt, weicht ihm aus.“

„Richtig“, sagte ein daneben sitzender Bürger, an dessen zerstochenen Händen die Schneiderarbeit nicht zu verkennen war. „Es ist der Herr Gerbel. Ich erkenne ihn jetzt auch. Der gehört zum Wahlausschuß, der drüben im Schulzimmer seine Sitzungen hat. Er wird es wohl zu langweilig finden, da drüben Maulaffen feil zu halten; denn bevor nicht das Leichenbegängniß

vorüber ist, denkt sicher Niemand daran, seine Stimme abzugeben."

Der rüstige Dränger, Meister Gerbel, hatte inzwischen die Flut glücklich hinter sich und setzte, aufathmend wie ein Schwimmer, der einen Strudel überwunden hat, den Fuß auf die Treppe. Ehe er aber noch hinaufkam, schickte er vorsorglich schon die Stimme voraus, um für seinen lechzenden Gaumen einen Krug des verlockenden Bieres zu bestellen, das die Andern frisch und schäumend vor sich stehen hatten. „Das halte der Teufel aus!" rief er, nachdem er einen tiefen Zug gethan hatte, und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Ich bin herzlich gern dabei, meine Schuldigkeit als Bürger zu thun, aber die Geschichte ist doch gar zu dumm. Das kann kein Mensch verlangen, daß man sich in die leeren Stuben hinsetzt."

Ein behäbig aussehender und fein gekleideter Mann, der etwas seitwärts gedrängt in der Ecke saß, wendete sich, wie von diesen Worten sympathisch berührt, nach dem Redenden um und zeigte ein Gesicht, in das dieser verwundert blickte, den Mund wie zum raschen Gruße schnell öffnete, dann aber enttäuscht ebenso schnell wieder schloß.

„Also ist die Betheiligung an der Wahl so gering?" fragte der Mann. „Es ist also nicht blos der augen-

blickliche Spectakel, welcher das Volk abhält, zur Wahlurne zu kommen? Ich habe es ja immer gesagt: unser Volk ist nicht reif für derlei tief verborgene Weisheit! Da können sich die neuen Beglücker von dem Werth ihrer Erfindungen fürs Volk am besten überzeugen."

„Davon habe ich eben nichts gespürt", erwiderte Gerbel, indem er sich den Andern seitwärts näher besah. „Ich meine im Gegentheil, es werden nicht viele Wahlberechtigte sein, die ihre Stimme nicht abgeben. Wozu braucht es da besondere Reife, um das zu verstehen? Die ganze Weisheit liegt darin, daß das Volk bisher stumm und dumm hat thun müssen, was die Andern sagten, und daß es jetzt auch dreinreden darf, und glauben Sie, Herr, nichts begreift das Volk leichter als das. Aber wie geschieht mir denn?" fuhr er nach wiederholter kurzer Betrachtung fort. „Der Herr kommt mir so bekannt vor; wenn Sie nicht die blauen Brillengläser vor den Augen und den Backenbart hätten, so würde ich sagen: es ist der Herr Gerichtsrath Weber."

„Der bin ich auch in der That", antwortete der Behäbige, indem er sich vollends nach dem Drechsler herumwendete. „Nur habe ich den Gerichtsrath an den Nagel gehängt. Ich habe mich wegen Augenleiden

in den Ruhestand begeben, und das ist auch die Ursache, weshalb ich eine blaue Brille tragen muß."

„Hm, das ist ja recht schade", sagte Gerbel. „Dann nimmt's mich freilich nicht wunder, wenn Sie die Dinge in einem besondern Lichte sehen. Wenn Sie kranke Augen haben und überdies durch gefärbte Gläser schauen, ist es wohl nicht anders möglich. Es fällt mir jetzt auch ein, daß ich von Ihrer Inruhestandversetzung gehört habe; aber es hat ja geheißen, Sie seien nicht wegen Ihrer kranken Augen gegangen, sondern weil Sie mit dem neuen Schwurgerichte nicht einverstanden sind, das wir bekommen sollen."

„Thörichtes Geschwätz!" brummte der Gerichtsrath. „Was sollte ich dagegen haben? Und selbst wenn ich gegen solche Einrichtungen meine Bedenken erheben müßte, würde ich sie doch für mich behalten, wenn Seine Durchlaucht einmal die Einführung eines neuen Gesetzes für ersprießlich halten und befohlen haben. Ich habe nichts dagegen! Meinetwegen mögen sie die ganze Welt umkehren und die Spitzbuben selbst zu Richtern machen. Man wird ja sehen, was die Rechtspflege dabei gewinnt und ob die Verbrechen sich mindern. Wir haben ja bald Gelegenheit dazu. Schon in den nächsten Tagen sollen die ersten Assisen, wie die neumodische Einrichtung heißt, abgehalten werden."

„Ja, am nächsten Montag", rief der Metzger herüber, indem er einige volle Krüge auf den Tisch stellte. „Einer von den Gerichtsboten ist heute vor dem Essen vorbeigekommen und hat uns die Nachricht gebracht, und der muß es doch wissen."

„So bald schon!" nickte der Gerichtsrath mit vornehm geringschätzigem Lächeln. „Der Herr Drechslermeister stehen wohl auch auf der Liste der Geschworenen? Ah gewiß, das kann ich mir denken! In Ihrem Leben und in Ihrem Geschäfte haben Sie ja genug Gelegenheit gehabt, die sonderbaren Drehungen und den Kreislauf des Lebens zu beobachten. Warum sollten Sie nicht auch darüber zu Gericht sitzen können?"

Der Drechsler war eben im Begriffe, den Krug an den Mund zu bringen, setzte ihn aber etwas derb nieder und vergaß sogar den Deckel zu schließen. „Das soll doch nicht gar gestichelt sein?" sagte er. „Aber darauf gebe ich gar keine andere Antwort, als daß, wie Sie ja wissen werden, nach dem Gesetze Jeder Geschworener ist, der seine dreißig Jahre zählt, eine Steuer entrichtet und kein Verbrechen begangen hat. Daß ich Steuern zahle, werden Sie mir aufs Wort glauben, wie Sie mir auch ohne Taufschein ansehen, daß ich über den Schneider hinaus bin. Also müßte

ich mir schon eine Erklärung erbitten, was mit der sonderbaren Frage gemeint sein soll."

Der Rath befand sich sichtbar in einiger Verlegenheit und schien zu schwanken, was er dem derben Meister erwidern sollte, dessen ganzes Gebaren zeigte, daß er jeden Augenblick bereit war, seinen Worten allenfalls auch thätlichen Nachdruck zu geben. Es war ihm daher sehr willkommen, daß ein junger Mann, der anscheinend theilnahmlos in der Nähe gesessen, plötzlich in die Ferne gegen die Stadt zu deutete und ausrief: „Ich glaube, da vorn entsteht eine starke Bewegung, der Zug kommt."

„Warum nicht gar", sagte der Dreher, nachdem er sich flüchtig umgeblickt hatte. „Wenn Sie das für Soldaten halten, so dürfen Sie sich auch nach einer blauen Brille umsehen. Das ist gar nichts als die Menge, die sich durcheinander schiebt. Wenn es Militär wäre, müßte man ja doch die Gewehre sehen."

Der Zweck der Finte war indessen erreicht, denn dem Gerichtsrath war es gelungen, sich auf einige Schritte aus der bedenklichen Nähe zu entfernen.

Währenddessen hatte zwischen dem Metzgerburschen und einem Schlossergesellen ein ähnliches Gespräch stattgefunden wie zwischen dem Gerichtsrath und dem Dreher. Der Geselle hatte ebenfalls den Metzger eine

Weile gemustert, winkte ihn dann zu sich und sagte ihm mit halblauter Stimme: „Sag' einmal, Kerl, steckst Du schon lange in der Metzgerjacke?"

„Warum fragst Du?" entgegnete der Angeredete, indem er den lauernden Blick des Fragenden mit kecker Stirn aushielt. „Was soll ich sonst tragen als den Metzgerkittel?"

„Nun, es könnte ja auch ein Fuhrmannskittel sein", erwiderte der Schlosser, „so ein blaues Staubhemd etwa." Der Geselle hielt einen Augenblick inne, sah vorsichtig um sich her und fuhr, indem er dem Metzger die Hand vertraulich auf den Arm legte, in noch gedämpfterem Tone fort: „Weißt Du, mir ist, als hätte ich Dich schon einmal gesehen. Heißt Du nicht Hahn und hast mit von den Balken heruntergekräht? Du weißt ja wohl, was ich meine. Es wird sich jetzt bald jähren. Dazumal war's, wie der auch seinen Theil bekommen hat, den sie da heute begraben."

„Warum redest Du denn so heimlich?" erwiderte der Metzger. „Der Herzog hat öffentlich bekannt geben lassen, daß Alles straflos und vergessen sein soll, was damals geschehen ist. Man braucht also kein Hehl daraus zu machen, wenn man dabei gewesen ist. Sie können einem kein Haar krümmen deswegen."

Der Metzger sah dabei recht sicher in der Gesell-

schaft umher und fand kein Arg darin, daß der junge Mensch neben dem Gerichtsrath den Blick auf ihn geheftet hatte, als er sich aber beobachtet sah, ihn mit gleicher Schnelligkeit wieder abwendete.

Der Schlosser schien diese Zuversicht nicht zu theilen. „Weiß nicht", fuhr er fort, „traue dem Landfrieden doch nicht recht. Ich scheue mich immer noch, wenn ich an die Geschichte denke, und weiß nicht, was ich gäbe, wenn ich nicht dabei gewesen wäre. Es muß Andern auch so gehen. Seit dem Tage, wie wir zusammen auf der Barrikade gestanden sind, hab' ich schon gar Manchen, der mir sonst täglich in den Weg gelaufen ist, mit keinem Auge mehr gesehen. Da ist der alte Ulanenkorporal — Windreuter, glaub' ich, heißt er. Weißt Du noch, der grobe, graubärtige Invalide, der damals unser Commandant gewesen ist?"

„Ei freilich weiß ich das", erwiderte der Metzger. „Er ist mir wohl im Gedächtniß geblieben. Was ist's mit ihm?"

„Wenn ich das wüßte! Kein Mensch hat ihn mehr gesehen; er ist seitdem so gut wie verschollen, und auch der schwarze Huber, mein Kamerad, ist nicht mehr in die Werkstatt gekommen, und kein Mensch kann ihn erfragen."

„Huber", sagte der Metzger, „daß ich mich des

Huber nicht erinnern kann! Es waren ihrer auch gar zu Viele; wie soll man sich da die Einzelnen merken!"

„Doch, doch", sagte der Schlosser wieder; „es war ein Schlossergeselle, mit dem wir öfter nebenan im rothen Stern zusammengewesen sind. Fällt's Dir nicht mehr ein, beim Wirth Moser, wo er die Tochter gern sah, das blasse, mondsüchtige Ding, das immer mit dem einen Auge in die andere Welt hinübersah?"

„Freilich, jetzt fällt's mir ein", rief der Metzger. „Das ist der Wirth, neben dem wir die Barrikade aufgebaut hatten und bei dem es unlängst erst gebrannt hat."

„Ja", nickte der Schlosser. „Der gottverdammte Schleicher! Jetzt wird's ihm aber wohl an den Kragen gehen; jetzt sitzt er, weil es heißt, er habe sein Haus selber angezündet, und wenn das neue Schwurgericht in Gang kommt, soll er einer der ersten sein, die zu kosten bekommen, wie das schmeckt."

„Ja, richtig, das neue Schwurgericht!" sagte der Metzger und rieb sich die Hände. „Wie ich mich auf das freue! Da muß ich auch hin. Ich hab' es meinem Herrn schon gesagt, daß er mich gehen lassen muß."

„Wenn er es nur thut", rief der Schlosser lachend. „Da wird's gar viele Leute geben, die vom Land herein-

kommen; da wird er ein saures Gesicht machen, wenn er den Metzger entbehren soll.“

Meinetwegen“, sagte dieser; „wenn er nicht will, so soll er sich nach einem andern umschauen. Meint er etwa, ich bin deswegen zu meiner Profession zurückgekehrt, damit ich einem Andern den gehorsamen Diener mache? Hab's nur gethan, weil ich eingesehen hab', daß das Herumfahren mit der Zeit doch nicht gut thut. Aber so ist's nicht gemeint gewesen, daß ich nicht mein eigener Herr sein sollte.“

„Ja“, sagte der Schlosser, „ich werde wohl auch blau machen müssen an dem Montag. Das muß wahr sein: seit wir die neue Freiheit haben, löst eine Lustigkeit die andere ab. Bald heißt es wählen, bald gibt's ein neues öffentliches Gericht, bald ein Leichenbegängniß, wie das heutige ist. Das ist ein Leben wie beim lieben Gott in Frankreich.“

Der Dreher Gerbel hatte inzwischen, vom Rathe abgewendet, ein auf dem Tische liegendes Zeitungsblättchen ergriffen und flüchtig darin gelesen. Er hatte dabei einen Theil des Gesprächs der beiden Burschen vernommen und mischte sich nun darein, indem er das Blatt wieder auf den Tisch legte. „Allerdings“, sagte er, „das Schwurgericht wird uns merkwürdige Dinge bringen. Da lese ich gerade in dem neuen

Blatt, in der Bremse, daß schon wieder eine neue Geschichte vorgekommen ist und ein hiesiger Bürger vor das Schwurgericht kommen soll. Ich traue meinen Augen kaum."

„Wer ist es denn?" fragte der Metzger neugierig. Auch der Gerichtsrath machte eine Viertelswendung nach ihm, welche Neugierde kundgab.

„Ihr kennt ihn gewiß alle", antwortete Gerbel; „er wohnt draußen vor dem Jakobsthor in dem Thurm, der an der Stadtmauer steht —"

„Was?" rief der Schlossergeselle. „Der Herr Rempelmann, der Schuster? Der thut ja keinem Kind was zu Leide. Was soll denn der verbrochen haben?"

„Ich kann mir's selber nicht denken", sagte Gerbel achselzuckend, „aber da steht's schwarz auf weiß und groß und breit gedruckt." Er nahm das Blatt wieder auf und las daraus vor: „„Die Kunde einer neuen beträchtlichen Sicherheitsstörung macht so eben die Runde durch die Stadt und erregt wegen der dabei betheiligten Persönlichkeiten allgemeines Aufsehen. In dem schönen Landhause und Waarenmagazin des Herrn Sparberger vor dem Jakobsthor hat vor einigen Tagen ein nächtlicher Einbruch stattgefunden, bei welchem eine bedeutende Geldsumme entwendet wurde. Der Thäter ist durch eine Oeffnung, die durch eine lockergewordene

Eisenstange im Gartengitter entstanden, gestiegen und in das Landhaus eingebrochen, bis zu welchem seine Fußspuren in den vom Regen erweichten Gartenwegen deutlich zu verfolgen waren. Die Keckheit, mit welcher das Verbrechen verübt wurde, wird noch auffallender durch die Person des Thäters, welcher kein Anderer ist als der Schuhmachermeister Rempelmann, ein bis dahin ganz unbescholtener und allgemein geachteter Bürger. Sicherem Vernehmen nach stellt derselbe die That durchaus in Abrede, soll aber leider kein anderes Vertheidigungsmittel besitzen, als das in solchen Fällen gewöhnlichste, aber auch schwächste, daß er von einem Unbekannten ein ansehnliches Geldgeschenk erhalten habe. Dagegen sollen Anzeichen der schwersten Art für seine Schuld sprechen, namentlich der Besitz einer beträchtlichen Geldsumme und eines Stiefelpaars, dessen Spuren in den Gartenwegen ganz genau abgedrückt gefunden wurden. Ueble häusliche Verhältnisse sollen den Mann zu der verhängnißvollen That veranlaßt haben." — Das ist ja schrecklich", setzte Gerbel hinzu, indem er das Blatt unwillig auf den Tisch warf. „Heutzutage weiß man wirklich nicht mehr, auf wen man sich verlassen kann! Auf den Rempelmann hätte ich Häuser gebaut und der soll nun auf einmal ein Dieb geworden sein. Das mag ein Anderer begreifen, ich nicht."

„Ein Jeder ist tugendhaft bis zu der Stunde der Versuchung!" sagte der Gerichtsrath mit Salbung. „Darum heißt es auch in der Schrift —"

„Bleiben Sie mir mit der Schrift vom Halse!" rief Gerbel, indem er nach seiner Gewohnheit mit der Faust auf den Tisch schlug. „Ich kann's freilich nicht beweisen, aber es ist etwas in mir, was mir sagt: der Rempelmann ist sein Lebtage ein ehrlicher Kerl gewesen, der kann nicht über Nacht ein Schuft geworden sein und vollends wegen ein paar lumpiger Gulden. Und dem Sparberger soll er sie genommen haben! Das kommt mir noch verdächtiger vor. Der ist ihm ja von jeher spinnefeind gewesen. Ich fürchte, ich fürchte, das ist am Ende gar ein Streich, den der ihm gespielt hat."

Der Gerichtsrath hatte sich erhoben. „Sie sind in Ihren einmal gefaßten guten Meinungen, wie es scheint, sehr beständig", sagte er dann. „Ich ehre und erkenne das vollkommen an, mein lieber Meister, aber desto unbedenklicher scheinen Sie mit Ehre und gutem Namen derjenigen umzugehen, welche nicht so glücklich sind, bei Ihnen in Gnade zu stehen. Erlauben Sie daher, Ihnen zu erwidern, daß das, wessen Sie Herrn Sparberger zu beschuldigen nicht anstehen, ein sehr schweres Verbrechen wäre, daß es Calumnie und Meineid invol-

viren würde, und wenn Sie für die Unschuld Ihres Schusters eintreten, werden Sie auch mir erlauben, den Herrn Agenten in Schutz zu nehmen und zu sagen: Herr Sparberger war von jeher ein Ehrenmann und noch dazu ein frommer Mann."

„Ja, da liegt eben der Hase im Pfeffer", sagte Gerbel lachend. „Vertheidigen Sie den Herrn nach Herzenslust, Herr Gerichtsrath! Ich bin Ihnen um die Arbeit nicht neidig. Aber ich und die ganze Stadt weiß, daß der Herr Sparberger immer Wucher und schändlichen Zwischenhandel getrieben hat, und mir für meine Person wär' es lieber, wenn er ein bischen weniger fromm wäre. Ich denke noch daran wie heute, es war an dem Tage, wo es abends zum Krachen kam, weil die neue Verbrauchssteuer eingeführt worden war, da hat es Rempelmann dem Sparberger offen vor allen Leuten ins Gesicht gesagt und vorgeworfen, daß er von der Steuer schon Wind gehabt habe und daß er, um sich mit dem Blutgeld seiner Mitbürger zu bereichern, sein Magazin vor dem Thore mit Waaren vollgestopft habe. Es sieht mir gerade so aus, als wäre das die Antwort, die ihm Sparberger damals schuldig geblieben ist. Der hat sich eben den unbequemen Aufpasser vom Halse geschafft. Man müßte ja wahrhaftig keine Augen haben, um das nicht zu sehen."

„Jetzt wird es aber Ernst", sagte der Metzger; „jetzt sieht man dort Bajonette und Helme und Säbel blitzen, jetzt kommen sie."

„Richtig", sagte der Schlosser, „und wenn ich nicht irre, kommt etwas Großes hinterher, ein schwarzes Gerüst; das wird wohl der Wagen mit dem Sarge sein."

„Wasch' Dir den Ruß aus Deinen Augen, Schlosser", rief der Metzger, „damit Du nicht einen Herrschaftswagen für den Gerüstwagen ansiehst! Es kommt ja nicht mehr als ein Detachement von allen Regimentern, um dem Lieutenant Bergdorf die letzte Ehre anzuthun. Er selber liegt ja schon lange im Leichenhause draußen wie alle andern Todten."

„Die letzte Ehre!" begann der Schlosser wieder, während der Zug der Soldaten näher kam. „Weiß auch nicht, warum sie mit dem Lieutenant so viel Aufhebens machen! Es heißt ja, daß die ganze Generalität und alle Minister und Beamten mitgehen. Er ist doch auch nur ein Mensch wie ein anderer."

„Das ist freilich wahr", sagte Gerbel, sich ebenfalls erhebend, um über die Nächststehenden hinwegsehen zu können, „aber ein merkwürdiger Mensch ist er immerhin, wenn er's auch erst durch seinen Tod geworden ist. Er war es ja, der an dem traurigen Tage zuerst den Befehl gegeben hat, auf das Volk zu feuern. Dafür

hat hinwieder eine der ersten Kugeln von den Barrikaden ihn niedergestreckt, wenn er auch erst jetzt nach mehr als Jahr und Tag daran gestorben ist. Und man thut das Alles wahrscheinlich, weil eine Art von Ausgleichung darin liegt. Volk und Regierung will ihm eine Ehre anthun; denn allen ist es leid, daß es so hat kommen müssen; aber alle sehen darin auch eine Bürgschaft, daß es nicht wieder so kommen kann und daß unsere Freiheit jetzt feststeht; denn sie ist mit Blut von allen Parteien benetzt und das ist ein guter Kitt."

Der Schall der mit schwarzem Tuche überzogenen Trommeln kam immer näher und unterbrach das Gespräch. Der Gerichtsrath drängte sich die Stufen hinab, der junge Mensch folgte ihm. „Der Kitt mag ganz fest sein", murmelte Weber; „aber laßt einmal sehen, ob er halten wird, wenn ein tüchtiger Keil dazwischen getrieben wird!"

Das kriegerische Geleite hatte inzwischen das Thor des Kirchhofs erreicht und war in denselben eingetreten. Nur noch Wenigen gelang es, sich in den schon reichlich angefüllten Raum nachzudrängen; vom Leichenhause her, wo die Spitzen der Behörden versammelt waren, öffnete sich eine Gasse für die Ankommenden. Der Sarg, welcher Bergdorf's Leiche enthielt, stand geschlossen in der Vorhalle, denn es hieß, sie sei durch sein langes

Leiden so sehr entstellt, daß es nicht thunlich sei, sie zu zeigen. Auf dem Deckel lagen Säbel und Helm unter Blumenkränzen; nirgends aber war Lorbeer oder Eichenlaub zu erblicken; es war, als wollte man den Mann, der so viel Unglück verschuldet, nicht auszeichnen, dennoch aber zu erkennen geben, daß er im Kampfe für die Ordnung und für das gefallen war, was er seine Ueberzeugung nannte.

Der Zug war schnell geordnet. Hinter den mit schwarzen Bändern und Flören geschmückten Fahnen und Kreuzen wurde der Sarg von Soldaten des Regiments getragen, einige Verwandte als Leidtragende schlossen sich an, und nach ihnen folgte die ganze Schaar von glänzend uniformirten Beamten und Offizieren, welcher sich eine unabsehbare Volksmenge anreihte. Langsamen Schrittes und in weitem Bogen ausholend bewegte sich der Zug dem Grabe zu, während das dumpfe Rasseln der Trauertrommeln mit den Klängen der Regimentsmusik abwechselte, welche einen Todtenmarsch blies. Unter den Leidtragenden war auch der alte Windreuter im verschossenen Ulanenkoller mit sichtbar abgehärmtem Gesichte, in welchem der graue Schnurrbart zuckte, während manchmal aus den buschigen Wimpern eine Thräne darauf niederträufelte.

Für diejenigen, welche außerhalb der Kirchhofsmauer

standen, war das Schauspiel zu Ende. Die Menge verlief sich auch bald. Nur einzelne Gruppen blieben zurück und sahen einer Abtheilung Soldaten zu, welche draußen seitwärts auf der Wiese Aufstellung genommen hatte, um dem Todten, der im Dienste und Kampfe gefallen war, beim Einsenken in die Gruft durch drei Gewehrsalven den üblichen kriegerischen Abschied zu geben. Bald war die Trauermusik und das singende Gebet der Priester verhallt, der Rauch der Schüsse war mit dem Weihrauch verflattert, und die Todtengräber hatten mit der kaltblütigen Geschwindigkeit der Gewohnheit ihr Geschäft verrichtet. In wenig Augenblicken war das Grab mit Kies und Schollen und den Trümmern früherer, vermoderter Särge wieder aufgefüllt. Dazwischen lagen einige Blumensträuße, welche aus Versehen oder Vergessen nicht mit in das offene Grab hinabgeworfen worden waren.

Unter denen, die dem Begräbniß beigewohnt hatten, war auch der Weber Will in dürftigem Anzug, der durch die Sorgfalt, mit welcher er rein gehalten war, erkennen ließ, daß es der beste sein mochte, welchen der Meister besaß, der aber doch in keiner Weise zu dem Trauergeleite passen wollte. Dagegen war Richard vom Kopf bis zum Fuß in einen schönen Anzug von feinem schwarzen Tuche gehüllt; der Knabe betrachtete

denselben mit sichtbarer Freude, indem er von Zeit zu Zeit mit der Hand über den Aermel strich, als wolle er die Feinheit des Tuches fühlen, oder wohlgefällig an sich selbst hinabsah, wie stattlich seine Glieder in der ungewohnten Tracht sich ausnahmen. Der Meister war nur von fern gestanden; es war nicht möglich gewesen, durch die Menge zu dringen. Darum hatte er noch verweilt und ging mit dem Knaben in den Bogengängen des Kirchhofs hin und wieder, um mit ihm, wenn die Menge sich verlaufen haben würde, noch ungestört einen Besuch am Grabe zu machen. Dem ungeberdigen Knaben schien das nicht zu behagen, denn er blickte nach allen Richtungen umher, als ob er einen Ausweg suchte, um zu entspringen, was ihm auch sicher gelungen wäre, hätte ihn der Weber nicht fest an der Hand gehalten.

So waren sie in die Nähe der Todtensäle gekommen, von welchen eben ein neuer Leichenzug abgegangen war. Ein einfacher Sarg mit plattem Deckel und ohne Anstrich ließ die völlige Armuth dessen, der darin lag, ebenso wohl erkennen als das verschossene und beinahe farblose Bahrtuch, das die Träger achtlos darüberwarfen. Kein Gesang war dabei zu hören, kein Gebet, keine Ceremonie irgend eines Priesters. Dennoch stand eine ansehnliche Schaar von Männern bereit, um als

Geleite hinter dem Sarge einherzuschreiten. Der Verstorbene war ein Geselle, ein armer Handwerker, welcher der freien Gemeinde angehört und, in voller Rüstigkeit und Kraft rasch dahingerafft, ein Weib und ein paar Kinder in großer Dürftigkeit zurückgelassen hatte. Ein dichter Haufen von Neugierigen folgte dem schmucklosen Zuge, der sich ohne alle Feierlichkeit und eilfertig dem Winkel zuwendete, in welchem das Grab des Armen bereitet war.

Auf den Stufen des Leichensaals, an einem der Wandpfeiler lehnte der Aufseher des Kirchhofs und sah bedenklich dem Zuge nach, als einer der Todtengräber, das Grabscheit auf der Schulter, herankam und grüßend vor ihm stehen blieb. „Haben Sie denn gesehen, Herr Aufseher?“ sagte er. „Ich habe vergessen, es Ihnen vorher zu sagen. Wie ich heute Morgen in die neue Section hinausging, um das Grab zu machen, sah ich Glasscherben am Boden liegen. Ich schaute in die Höhe, und wie ich mir's genauer betrachtete, so sah ich, daß das hintere Fenster in dem Saale, in welchem die Leichen der Reichen liegen, eingeschlagen war. Es ist das Fenster, unter welchem der Hollunderbaum steht. Hm, hab' ich mir gedacht, was muß denn da geschehen sein? Ich sah nach und fand, daß vom Baume ein ziemlich starker Zweig abgeknickt war. Es sah aus,

als wenn Jemand darauf gestanden wäre, um in den Saal hineinzusehen oder sich auf den Sims hinaufzuschwingen."

„Schweig', Kerl!" entgegnete der Aufseher hastig. „Hab's schon gesehen, noch in der Nacht, und hab' gleich Alles wieder einglasen lassen. Mußt Niemand etwas von der Geschichte sagen. Wer weiß, was das für eine Schmiere gäbe, und am Ende käme doch nichts dabei heraus."

„Bei was denn?" fragte der Todtengräber neugierig. „Sagen Sie mir's nur, Herr Inspector! Ich schwatze nichts aus, und weil ich doch schon das Eine weiß, ist's immer besser, Sie sagen mir gleich Alles, damit ich mich darnach richten kann."

Der Aufseher trat mit dem Burschen ein paar Schritte beiseite, aber gerade so, daß Will, der unbemerkt hart an einem großen Steinmonumente wartend stand, ohne horchen zu wollen, das Gespräch mit anhören mußte.

„Es ist bei alledem eine merkwürdige Geschichte", sagte der Aufseher. „Du weißt ja, was es mit dem Lieutenant, den sie eben abgeholt haben, für eine Bewandtniß hat. Er hat die ersten Todten, die es voriges Jahr bei dem Aufstand gesetzt hat, auf dem Gewissen. Da sind ihm Viele nicht grün, und daher mag es wohl

kommen. Wie sie ihn brachten, wurde er in den reichen Saal gestellt, und die Verwandtschaft brachte Blumen und Kränze in Menge und trug mir auf, ich sollte von Blumenstöcken und Laubpflanzen so viele drum herumstellen, als ich nur auftreiben könne. Das hab' ich denn auch gethan und hab' den Todten, der abgezehrt war wie ein Gerippe, aufgeputzt, daß er noch immer ganz leidlich dalag, und gab ihm auch einen Blumenstrauß in die eine Hand, in welcher er ein kleines Crucifix hatte. Dann machte ich ihm den Drahtzug zur Rettungsglocke, den jeder Todte bekommt, an der andern Hand fest, dachte mir aber dabei wohl: Du wirst es bleiben lassen und wirst nicht mehr läuten. Als ich dann des Nachts wie immer ein paar Mal meine Runde gemacht, um, wie's Vorschrift ist, nachzusehen, ob die Lichter brennen und ob sich sonst nichts ereignet, und wie ich dann wieder in meine Stube nebenan gekommen war und mich aufs Ohr gelegt hatte, da war es, als wenn ich im Saale etwas rauschen hörte. Dummheit! dachte ich mir; das Blut saust mir wieder einmal in den Ohren — hab' das öfter — und wollte mich auf die andere Seite legen. Da hat's aber meine Alte — die schläft an der Wand nebenan — auch gehört, und wie wir's so bereden und ich aufspringe und in aller Eile in den Rock hineinschlüpfe, während sie die Laterne an-

zündet, da hören wir das Rauschen wieder und ganz deutlich, und drauf thut's ein paar Schläge, als wenn etwas mit aller Gewalt auf den Boden geworfen würde. Na, Du kannst Dir denken, ob wir geschwind im Leichensaal drin waren. Und was war's? Der ganze Saal war ruhig und still, das ewige Licht brannte wie ein mattes Sternlein fort, und die Todten lagen alle mit den starren, kalten Gesichtern da, wie wir sie hingelegt hatten. Auch der Lieutenant; aber —"

„Nun", fragte der Bursche, „was denn? Mir wird ganz grauslich, daß mir die Haare zu Berge steigen."

„Von dem Schragen", fuhr der Aufseher fort, „auf welchem der Lieutenant lag, waren alle Blumen weggenommen und lagen zerrissen am Boden herum. Die Blumenstöcke aber waren sorgfältig herabgenommen und in einen Winkel gestellt; nur die beiden letzten lagen umgestürzt am Boden. Wer's gethan hat, mag wohl einen Schauder empfunden haben, und da sind sie ihm aus den Händen gefallen."

Der Bursche faltete die Hände und hörte mit offenem Munde zu.

„Meine Alte", sagte der Aufseher wieder, „und ich haben uns gleich daran gemacht und Alles wieder zurechtgestellt, so gut es ging; wir lasen die Blumen auf, die noch brauchbar waren, und nahmen von einem

andern Todten, der des Zeugs genug hatte, einen Strauß, um ihn dem Lieutenant wieder in die Hand zu geben. Da merkten wir erst, daß auch das Crucifix fehlte. Wir haben Alles abgesucht darnach, wie um eine Stecknadel; aber es war fort und nirgends zu finden und auch sonst keine Spur, als daß das Fenster über dem Hollunderbaume eingeschlagen war."

Wider Willen hatte der Webermeister zugehört. Jetzt vermochte er nicht länger an sich zu halten. Ein starker Seufzer drängte sich aus seiner kummerbelasteten Brust, während Richard mit ungeduldigem Reißen seine Hand loszumachen suchte und rief: „Was thun wir noch da? Warum gehen wir nicht auch wie die andern Leute?"

Darüber wurde der Aufseher die Beiden gewahr, unterbrach sich und wendete sich gegen Will mit der Frage, ob er etwas suche.

„Nein", erwiderte dieser, „es ist mir nur ein bischen übel geworden. Ich kann den starken Weihrauchgeruch nicht vertragen."

„Dann sollten Sie auch nicht auf den Kirchhof gehen, guter Freund!" sagte der Aufseher. „Sie sehen wirklich miserabel aus. Soll ich Ihnen was holen zum Anstreichen? Hab' allerlei solches Zeug im Vorrath."

„Nein, nein", sagte der Weber, fast ängstlich ab-

wehrend, „ich will lieber gehen; in der Bewegung und in der Luft wird's mir wohl besser werden.“ Damit schwankte er hinweg, den widerwilligen Knaben nach sich ziehend. „Komm“, sagte er, „wir wollen doch hinüber an das Grab.“

„Was haben wir denn dort noch zu thun?“ entgegnete der Knabe trotzig.

„Du sollst noch ein Vaterunser beten für den Herrn“, antwortete der Weber. „Es ist derselbe, der Dir das Gewand hat machen lassen, das Dir so viel Freude macht.“

Der Knabe erwiderte nichts, aber er widerstrebte auch nicht mehr und strich wieder wohlgefällig über den Aermel seines Röckchens. Der Weber taumelte mehr, als er ging, den Weg dem Grabe zu; was er vernommen hatte, war zu viel für den schwächlichen Mann, denn er errieth nur zu bestimmt, wer es gewesen, dessen unversöhnlicher Haß den Todten bis in das Leichenhaus verfolgt hatte. Eben beugte er in einen der vielen rechtwinklig angelegten Gänge hinein, an dessen Ende Bergdorf's neu aufgeschütteter Grabhügel lag. Er sah hinüber; es kam ihm vor, als ob eine weibliche Gestalt in der Nähe desselben sich zu schaffen mache; eh' er aber der Sache gewiß geworden, hatte Richard sich schon von seiner Hand losgerissen und lief mit dem

lauten Rufe: „Die Mutter, die Mutter!" zwischen den Kreuzen und Grabhügeln dahin.

„Cilly!" stammelte der Weber hinzueilend; „sie ist es wirklich." Er kam eben hinzu, als der Knabe bereits am Halse des Mädchens hing, das ihn mit einer Inbrunst, die nur der Glut ihres Hasses zu vergleichen war, an Kopf, Gesicht und Brust mit Küssen überdeckte und an sich preßte, als ob sie ihn erdrücken wollte. Der Knabe, sonst fast unempfindlich gegen jedes Zeichen von Zuneigung und widerwillig gegen jede Berührung, duldete die Liebkosungen nicht nur, sondern erwiderte sie mit gleicher Leidenschaftlichkeit.

„Cilly! Schwester!" stieß Will hervor; er war noch immer zu sehr außer Fassung, um einen andern Ausdruck für sein Staunen zu finden.

„Du auch da, Bruder Will?" antwortete Cilly mit einem Tone, der viel gütiger klang, als er sonst bei ihr gewöhnlich war. „Es ist gut, daß Du da bist. Ich war eben daran, zu Dir zu kommen."

„Aber, Cilly, sag' nur um Himmelswillen", rief der Weber, „wo Du die ganze Zeit über gewesen bist? Was hast Du nur gethan, und wie siehst Du aus! Wie unser Herrgott am Kreuz, wie die Noth und das Elend selber!"

„Dann seh' ich aus, wie sich's gehört", erwiderte

Cilly mit ihrem alten finstern Ausdruck, „wie sich's gehört für ein verlorenes Weibsbild, wie ich eins bin. Aber hab' keine Sorge um mich, Bruder! Ich habe Dir keine Schande gemacht. Ich habe gearbeitet und Hunger gelitten, und so ist die Zeit hingegangen, und alles Andere geht Niemand was an als mich und unsern Herrgott und den, der da drunten liegt."

„Cilly", rief der Weber, die Hände zusammenschlagend, „Du bist zum Fürchten. Wie kannst Du so was thun? Gesteh' nur ein, Du bist es gewesen, Du bist heute Nacht ins Leichenhaus eingebrochen, hast die Blumen zerrissen und dem Todten sogar das Crucifix genommen!"

„Was soll das Kreuz in der meineidigen Hand?" fuhr sie mit dem wildesten Ausdruck des Hasses auf. „Man soll keinen Spott treiben mit einer so heiligen Sache!"

„Aber das ist unchristlich", entgegnete Will. „Man soll seinen Haß nicht bis ins Grab treiben."

„O ja, man soll!" erwiderte sie wild. „Und ich will's auch! Bis ins Grab und noch darüber hinaus, bis an den jüngsten Tag! Wenn wir dann alle versammelt sind, dann will ich unter allen Todten den da herausfinden und will ihn vor unsern Herrgott führen und will sehen, ob er mir dann auch nicht Red' und

Antwort stehen wird." Der Weber schauderte; Cilly aber fuhr etwas ruhiger fort: „Hätt' mich nicht sehen lassen, Will, wenn's nicht wegen des Buben, wegen des Richard wäre. Er wächst heran; was hast Du mit ihm im Sinne, Bruder?"

„Gott sei Lob und Dank!" rief der Weber erleichtert. „Das ist endlich nach langer, langer Zeit das erste ruhige und vernünftige Wort, das ich von Dir höre. Der Bub' muß eben ein Handwerk lernen, er muß in die Lehre. Ich wollte zuerst einen Weber aus ihm machen, hab's dann aber wieder aufgegeben. Es ist doch ein gar zu armselig Brod."

„Nein", rief die Mutter, „das ist nichts; ein Weber soll er nicht werden!"

„Dann ist der Kaufmann da vorn an der Ecke, der braucht einen Lehrjungen, und er wollte mir zu Gefallen mit einem geringen Lehrgeld vorlieb nehmen, aber ich hab's nicht erschwingen können."

„Ja, ja", rief Cilly, die noch immer auf den Knieen lag, mit einem Lachen voll unendlicher Bitterkeit, „das Elend fängt schon an beim ersten Schritt, den er ins Leben thut; er ist verdammt schon vom ersten Athemzug an! Und ein Mensch", rief sie mit wilder, wieder auflodernder Leidenschaft, „der das Alles verschuldet hat, soll sterben und im Grabe liegen dürfen wie ein

anderer ehrlicher Mensch? Auf seinem Grabe sollen Blumen liegen dürfen?" Sie griff nach den Sträußen, die auf dem Gerölle lagen, um sie zu zerreißen, aber der Bruder fiel ihr in den Arm.

„Gib' nach, Schwester!" sagte er. „Das ist Unsinn. Der da drunten liegt, hat's schon mit einem andern Richter zu thun. Du sagst ja selbst, Du wolltest ihn einmal vor dem verklagen. So warte es ab und sprich nicht selber im voraus das Verdammungsurtheil aus! Er ist vor seinem Tode noch wenigstens so weit in sich gegangen, daß er dem Buben das Gewand da hat machen lassen, und daß er ihm so viel Geld hinterlassen hat, als für die Lehre nöthig ist, und daß wohl noch etwas übrig bleibt."

„So? Hat er das doch gethan?" rief Cilly erschüttert, und im nämlichen Augenblick stürzten ihr die Thränen wie ein Quell, dessen Schleußen aufgezogen worden, stromweise aus den Augen. „Unser Herrgott soll es ihm anrechnen in der Ewigkeit", sagte sie dann, „wenn es ein gutes Werk ist. Aber ich nehme das Geld nicht; ich will schon trachten, daß ich das Lehrgeld auf andere Art zusammenbringe und Dir zuschicke, Bruder!"

„Du?" rief der Weber verwundert. „Wie wolltest Du das möglich machen? Und also willst Du wieder

fort, willst noch nicht dableiben? Was hast Du nur im Sinne?"

„Das ist meine Sache", antwortete sie kalt. „Rede nur mit dem Kaufmann! Wenn's Zeit ist, wirst Du schon von mir hören."

Sie hatte sich erhoben und schien gehen zu wollen. Der Knabe drängte sich an sie und rief: „Mutter, ich will mit Dir gehen!"

„Nein", sagte sie, „Du bleibst da, Richard. Du folgst dem Vetter wie mir; ich will's haben", rief sie mit herrisch aufflammenden Augen, als sie gewahrte, daß der Knabe sich zum Widerstande anschickte; aber ebenso schnell verschwamm der Blick in liebenden Thränen, und während sie ihn an sich drückte und küßte, sagte sie mit brechender Stimme: „Ich will's so haben; ich bitte Dich darum."

„Weine nicht, Mutter!" sagte der Knabe, der wie verwirrt bald sie, bald den Vetter angestarrt hatte und in welchem, wenn nicht ein Verständniß, doch eine Ahnung der Verhältnisse aufzudämmern schien. „Ich will ja thun, was Du verlangst, will beim Vetter Will bleiben, will auch ein Lehrbub' werden, wenn's sein muß. Aber Du mußt nicht wieder fortgehen; Du mußt bei mir bleiben."

Sie beugte sich liebkosend zu ihm hernieder, strich

ihm mit der Hand über den Scheitel und flüsterte ihm ein paar dem Weber unverständliche Worte in das Ohr, worauf der Knabe ihr fest in die Augen sah und sich ihr an den Hals hing.

Daß der Weber die Worte nicht hatte vernehmen können, lag wohl nicht blos an dem leisen Tone, in welchem sie gesprochen worden waren, sondern auch an dem plötzlichen Lärm, welcher unweit des Grabes losgebrochen war. In der Entfernung von etwa hundert Schritten, in der unscheinbarsten Ecke des Kirchhofs, war die Stelle gefunden worden, wo der freigemeindliche Handwerker begraben werden sollte. Die Handlung war auch bis zum Einsenken des Sarges ohne Störung vor sich gegangen; doch war dem Manne, welcher zunächst hinter dem Sarge schritt, nicht entgangen, daß allerlei Volk, das nicht zur Gemeinde gehörte, sich immer näher an den Zug herandrängte, daß allerlei beleidigende Ausrufungen und Verwünschungen, zuerst vereinzelt, dann immer häufiger und lauter, hörbar wurden. Es war der in der Stadt allgemein bekannte Kaufmann Rund, einer der eifrigsten Anhänger und der Vorsteher der freien Gemeinde. „Sehen und hören Sie!“ sagte er zu seinem Nachbar. „Das ist auf uns abgesehen. Ich habe gleich von Anfang Leute wahrgenommen, welche das Volk gegen uns aufhetzten. Es

ist dies das erste Begräbniß, das wir feierlich und öffentlich halten; Sie werden sehen, man läßt es nicht ohne Störung vorübergehen."

Der Mann hatte allerdings recht gesehen. Voran hinter den Trauernden drängte sich eine Schaar von verschiedenen Weibern, meist Frauen aus den geringern Ständen; doch fehlten auch solche nicht, bei welchen mindestens der Anzug eine höhere Stellung und bessere Bildung hätte erwarten lassen. „Nun, da sieht man's", sagte eine Frau zu der andern; „sie sagen ja immer, es sei die Religion der Liebe, die sie predigen. Wenn das wahr wäre, würden sie den armen Menschen auch nicht so elend eingraben wie einen Hund, der nicht einmal einen richtigen Sarg hat."

Ein Mann, der den rechten Arm in der Schlinge trug und in ärmliche Arbeitertracht gekleidet war, hatte die Bemerkung gehört. „Ich kann Ihnen sagen, woher das kommt", erwiderte er. „Die Leute halten nichts darauf, daß einer feierlich eingegraben wird und in was für einem Sarg es geschieht. Sie haben das Geld dafür und was bei Andern die Geistlichkeit kostet, zusammengelegt und haben der Wittwe und den Kindern so viel gegeben, daß sie wohl davon zu leben haben."

„So sagen sie", rief das Weib heftig. „Wer weiß

denn aber, ob's auch wahr ist? Sie gehören wohl auch zu der saubern Gemeinde, weil Sie's so genau wissen?"

„Nein", erwiderte der Mann — es war der Schlossergeselle Huber — „hab' es auch nur so gehört. Ich kann nicht arbeiten, weil ich mir beim letzten Brande den Arm beschädigt habe; drum muß ich viel müßig gehen, und da hört man so allerhand."

„Es ist einerlei", rief der alte Marqueur, welcher, den unvermeidlichen Rosenkranz in der Hand, an der Spitze des drängenden Haufens schritt. „Daß man bei uns so etwas erlaubt, ist ein Frevel, der zum Himmel schreit. Es ist kein Wunder, wenn wir mit Krankheit und Hunger heimgesucht werden bis ins siebente Glied, und wenn noch Feuer vom Himmel auf uns fällt, wie auf Sodom und Gomorrha!"

Der junge Mensch, der in der Schenke gesessen, war auch in der Nähe, und wer ihn genauer betrachtete, mußte trotz der bessern Kleider, die er jetzt trug, in ihm den Schreiber Billinger wiedererkennen. Wieder in einiger Entfernung davon waren der Vollbart und die blaue Brille des Herrn Exraths Weber zu erblicken, welcher verabredete Zeichen gab, indem er den Stock in seiner Hand bald nach links, bald nach rechts bewegte, bald an die Lippen emporhob und wieder sinken ließ.

„Gewiß ist es ein Unrecht!“ rief Billinger. „Die Freigemeindler dürfen das nicht, und wir brauchen es uns nicht gefallen zu lassen! Deswegen ist ja jetzt die allgemeine Freiheit eingeführt, daß Jeder zeigen kann, was er haben will und was nicht! Wenn wir nicht leiden, daß die Freigemeindler ihr Unwesen so offen treiben, dann wird auch die Regierung ein Einsehen haben und ihnen das Handwerk wieder legen.“

Unter solchen aufreizenden Gesprächen hatte sich der Kreis um das unscheinbare Grab immer enger geschlossen; dann trat unwillkürlich augenblickliches Schweigen ein, bis eins von den Weibern rief: „Es scheint, sie schicken sich zum Beten an. Bin doch begierig, wie ein Gebet von solchen Leuten lautet.“

Kaufmann Rund war an das obere Ende des Grabes getreten, sodaß er weithin sichtbar war, und begann mit mächtiger Stimme, welche in mancher Volksversammlung geübt und gewohnt war, die Massen zu erregen und zu beherrschen, mit wenigen Worten einen Abriß des einfachen Lebens und des unerwarteten Hingangs des armen Burschen zu geben, welcher eben der Erde zurückgegeben worden war. „Das beste Andenken“, schloß er seine kurze Rede, „ist die thätige Liebe, welche die Gemeindegenossen seinen Hinterlassenen erweisen. Für ihn können wir nichts thun, für ihn gibt es in

diesem Augenblicke kein Geheimniß mehr, während wir noch im Dunkeln wandeln und des Lichtes warten. Aber ein erhebender Gedanke ist und bleibt es immerhin, seiner Todten in Liebe zu denken, und so wollen wir für ihn auch das Gebet des Herrn sprechen. Unser Vater", begann er mit feierlicher Stimme und die Hände faltend; aber im nämlichen Augenblicke erscholl ein lautes Hohngelächter, von gellendem Pfeifen noch übertönt, und eine wilde Stimme rief: „Das ist das Vaterunser! Das Gebet gehört uns; das wollen wir uns von solchen Ketzern nicht schänden lassen. Schweigt augenblicklich, oder wir stopfen Euch das Maul!"

Ein dunkles Roth hatte das Antlitz des Sprechenden überflogen; aber ruhig fuhr er fort, die zweite Bitte zu sprechen. Schon aber waren die Worte zu Thätlichkeiten geworden; Steine und Schollen kamen über die Köpfe geflogen, und die von den Vordern gedeckten weiter Zurückstehenden fingen an zu schieben und zu stoßen, daß gegen das offene Grab hin ein wildes Drängen in der unverkennbaren Absicht entstand, ein Handgemenge hervorzurufen.

Der Kaufmann hatte während des Tumults und unbeirrt durch denselben das Gebet geschlossen. Die Gemeindeangehörigen traten enger zusammen; sie schienen den Kampf mit dem Pöbel nicht zu scheuen und

entschlossen abzuwarten, was da kommen werde; allein es erfolgte kein Zusammenstoß. Im Augenblicke, als die vordersten Schreier schon am offenen Grabe und vor dem Sprecher standen, wurden sie über den angeschaufelten Kies der Grabhöhlung zurückgeschleudert, daß sie taumelten und durcheinander fielen, und vor ihnen stand Huber, der mit dem freien linken Arme ein altes, schadhaftes Eisenkreuz von einem Grabhügel gebrochen hatte und gleich einer Keule über seinem Kopfe schwang.

„Zurück!" schrie er. „Der erste, der sich an einem von den Leuten vergreift und diesen Ort entheiligt, den schlage ich nieder wie einen wüthenden Hund! Was wollt Ihr? Ich gehöre nicht zur Gemeinde, aber was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Sie sollen ihre Todten eingraben, wie sie wollen. Wir haben es nicht zu verantworten, nicht in dieser und nicht in jener Welt. Ein Jeder soll auf die Art selig werden, die er für die rechte hält!"

Die Gehetzten hatten wohl den Muth des Lärmens, zur That waren sie zu feig, und weil im Augenblick auch die Hetzer im Hintergrunde inne hielten, entstand eine kleine Pause, während welcher die Angehörigen der freien Gemeinde Zeit fanden, sich ungekränkt zu entfernen, um so mehr, als eine Patrouille des noch in

der Nähe befindlichen Militärs herankam, bei deren Erscheinen auch die Hetzer es nicht gerathen fanden, zu verweilen.

„Verdammt! Muß denn immer etwas dazwischen kommen?" rief der Gerichtsrath Weber, während Alles dem Ausgang des Kirchhofs zuströmte. „Eine so prächtige Gelegenheit kommt so bald nicht wieder! Es wäre nicht mit Gold zu bezahlen gewesen, wenn es gerade heute und bei dieser Gelegenheit zu einem kleinen Krawall gekommen wäre. Wer war der Mensch, welcher sich in die Geschichte gemischt hat?"

Billinger beantwortete die Frage, der Rath notirte sich den Namen in seine Schreibtafel und rief: „Geduld! Es wird die Stunde kommen, wo wir es auch dem eintränken können. Haben Sie keine Nachrichten von draußen? Wie steht's mit den Wahlen?

„Gut", antwortete der Schreiber. „Ich habe erst vor kurzer Zeit ein Telegramm aus dem Gebirg bekommen. Der Herr Rath wissen, daß eben überall die Kornernte im Gange ist. Ich habe daher Anstalt getroffen, daß die Telegramme von allen Seiten nichts enthalten als Berichte über den Stand der Ernte Nach den verabredeten Worten wissen wir doch, was darunter zu verstehen ist. Unsere Leute sind so rührig wie die Maulwürfe, besonders in den Gegenden des

Flachlandes und gegen die Moose hin. Es müßte ein Wunder geschehen, wenn wir unsere Leute nicht durchsetzten."

Sie traten aus dem Kirchhof. Wider Absicht und Willen war auch Meister Will vom Gedränge ergriffen und etwas beiseite geschoben worden; jetzt eilte er an das Grab des Lieutenants zurück und dachte nicht anders, als daß mit der Mutter auch der Knabe verschwunden sein würde. Zu seiner Verwunderung aber stand derselbe ruhig wartend neben dem Hügel

„Wo ist Deine Mutter?" rief er schon von fern. „Ist sie wirklich fort?"

„Ja", sagte Richard. „Sie hat gesagt, ich solle bleiben und Alles thun, was der Vetter haben will. Drum will ich auch bleiben und will folgen."

„Aber wohin ist sie? Hat sie das nicht gesagt?"

„Ja."

„Nun, wo ist sie denn? Wirst Du's sagen, Du Eigensinn?"

„Nein", sagte der Knabe, indem er ihn fest anblickte. „Ich habe der Mutter versprochen, daß ich es Niemand sage, und das halte ich auch." Der Knabe wartete keine weitere Erörterung ab und ging ruhig den Kirchhof entlang.

Wohl oder übel mußte der Weber folgen. „Ist

das ein Kreuz!" rief er, die Hände zusammenschlagend. „Was werde ich mit dem Buben noch Alles erleben müssen! Aber wie kann es auch anders sein? Es ist ein altes Sprichwort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Und nach welcher Seite er da auch rollen mag, ist's allemal gefehlt."

Zweites Kapitel.

Am Rande des Abgrunds.

Der Frieden und die einträchtige Ruhe, deren Einzug in dem stillen Hause hinter der Stadtmauer so sicher erwartet worden war, schienen dort nicht heimisch werden zu wollen. Das freundliche Vernehmen der ersten Monate war lange verschwunden und flog höchstens noch manchmal ab und zu, einem Vogel ähnlich, der irgendwo ein hübsches Plätzchen gefunden, um sein Nest zu bauen, dann aber durch irgend eine Gefahr oder Unannehmlichkeit verscheucht wurde und es nun doch nicht lassen kann, manchmal versuchsweise zurückzukommen und nachzusehen, ob es nicht doch noch möglich sei, sich wieder anzusiedeln. Alle waren verstimmt, indem jedes Einzelne das Andere verklagte und ihm

die meiste Schuld beimaß, daß es so gekommen war; immer geneigt, sich selbst nahezu ganz davon freizusprechen. Mindestens war dies bei Ulrike und der Räthin der Fall, wie denn Frauen, wenn sie einmal in Gegensatz zu einander gerathen, häufig immer mehr und mehr sich in denselben hineinarbeiten und selten gerecht genug sind, ihrerseits einzusehen, daß nur der beiderseitigen Bemühung es möglich wird, einen Riß nicht zur unausfüllbaren Kluft werden zu lassen. Von dem letztern Vorwurf konnte sich nur Führer freisprechen. Der Abend, an welchem er Ulrike nicht zu Hause getroffen, hatte seinen Entschluß, die Ruhe seines Hauses um jeden Preis wieder herbeizuführen und auf dauerhafter Grundlage fester aufzubauen, nur bestärkt und den Gedanken der Selbstanklage in ihm geschärft. Er war sogar nicht mehr fern davon, sich selbst als die Haupturſache zu betrachten; denn er hatte sich durch die Geschäfte seines Amtes so gänzlich von Haus und Familie abziehen lassen, daß er die Mutter fast nur noch beim Frühstück sah, daß er an den meisten Tagen nicht einmal zu Tische nach Hause kam und sogar das Wenige, dessen er bedurfte, sich in das Ministerhotel bringen ließ. Kam er dennoch heim, so geschah es zu so ungewohnter Zeit, daß er selten Jemand anders als die alte, ans Haus gewöhnte Frau daselbst antraf, und

daß Wochen vergingen, in welchen er Ulrike nicht anders als nur flüchtig begegnete. Seine letzte Unterredung mit ihr lag ihm wie ein immer schwerer lastender Stein auf der Brust. Er glaubte gegen sie zu weit gegangen zu sein. Nachdem er ihre Anforderungen abgewiesen hatte, wollte es ihm nicht mehr aus Kopf und Herzen, daß sie vielleicht doch nicht ohne alle Berechtigung gewesen seien. Er nahm sich immer vor, bei einem nächsten günstigen Anlaß darauf zurückzukommen und die Angelegenheit in einer Weise einzuleiten und zu ordnen, welche, ohne ihn bloßzustellen, Ulrike befriedigen und ihr den Beweis liefern sollte, daß sein Herz und sein Leben wie zuvor in ihrem innern Wesen nur ihr zugewendet waren. Er konnte das auch von sich sagen und niemals mit größerem Rechte als seit der letzten, unerwarteten, verhängnißvollen Begegnung mit Primitiva. Allein dieser Anlaß, diese günstige Gelegenheit, auf welche er wartete, wollte sich von selbst nicht einstellen, und so blieb die Sache immer verschoben und vertagt, und die beiderseitige Stimmung konnte dadurch unmöglich günstiger werden. Es war, wie wenn ein feuchtkalter Niederschlag sich auf eine blanke Metallplatte gelagert hat und versäumt worden ist, denselben in der ersten, rechten Zeit zu entfernen. Die unscheinbaren Tropfen verwandeln sich nur

zu schnell in Rost und graben sich immer tiefer und zerstörender ein. Wenn die Gatten sich gleichwohl begegneten oder in Gesellschaften sich fanden, welche Führer trotz seiner Abneigung nicht immer vermeiden konnte, so war ihr Verkehr mehr von der Art, wie der allgemeine Anstand es erfordert; der frühere gemüthliche Ton, der von selber und ungesucht kommt, wie der Klang einer wohlgestimmten Saite, war verschollen.

Bei einer solchen flüchtigen Begegnung war es auch gewesen, daß Friedrich, in der Wärme seines Herzens immer bereit, das Bessere zu glauben und die Hand zur Versöhnung zu bieten, die Bitte ausgesprochen hatte, Ulrike an jenem Abend zu Hause zu finden. Sie wußte allerdings, daß sie die Einladung zum Concerte bereits angenommen, und es ging ihr auch flüchtig durch den Sinn, daß es seine großen Schwierigkeiten haben und der Gesellschaft Ungelegenheiten bereiten würde, wenn sie nun ihre Absage schicken wolle. Dennoch regte sich auch in ihr etwas wie eine Rückerinnerung an ein wärmeres und besseres Gefühl, und sie versprach gern, was gern angenommen wurde. Sie war im Augenblick auch fest entschlossen, Führer's Wunsch zu erfüllen, um so mehr, als sie ihm gegenüber ein gewisses Gefühl des Gedrücktseins, eine Art von Beengung nicht loswerden konnte. Nicht etwa, daß die gegen ihre Lebens-

weise geäußerten Vorwürfe ein Bedenken in ihr hervorgerufen oder sie irre gemacht hätten, sie befand sich vielmehr nach ihrer Ueberzeugung bei dieser vollkommen im Rechte. Was ihr Mann dagegen einwendete, erschien ihr nur als eine bürgerlich beschränkte Anschauung, welche sich vielleicht für den dunkeln Professor der Rechte geschickt hätte, für den ersten Minister eines großen Landes aber ebenso wenig paßte als der Studentenrock, den er in frühern, fröhlichen Jahren getragen haben mochte. Was sie Führer gegenüber beunruhigte, war vielmehr ganz anderer Art. Die Beziehungen des jungen Herzogs zu ihr waren immer häufiger, seine Aufmerksamkeiten immer dringender geworden; sie nahmen ein immer deutlicheres Gepräge an, sodaß über deren Sinn eine Täuschung wohl nicht mehr möglich war. Allerdings war weder im Benehmen noch in den Reden des galanten Fürsten etwas zu bemerken, was geradezu ein Unrecht enthalten hätte; aber beide bewegten sich in so engen Grenzen, daß die Linien haarscharf neben einander fortliefen, und eine feste Hand, ein vollkommen klares Auge dazu gehörte, sie nicht zu verwirren, sondern festhaltend zu unterscheiden. Ulrike war sich bewußt, den Fürsten hierbei in keiner Weise ermuntert zu haben; aber das mußte sie auch vor sich selber gestehen, daß sie ihn mindestens nicht zurückgewiesen. Die

Huldigungen, die er ihr darbrachte, die Auszeichnungen, welche sie durch ihn erfuhr, hatten ihrer Eitelkeit geschmeichelt, und es regte sich etwas von dem leichtsinnigen Blute ihrer Mutter in ihr, als sie zum ersten Male in der Gesellschaft gesungen und der Herzog unter den Ausdrücken des überschwänglichsten Lobes und Entzückens sie galanterweise mit einer gefangenen Nachtigall verglichen und sein Bedauern darüber ausgesprochen hatte, daß sie bei einer solchen Stimme und einem solchen Talente sich nicht völlig der Kunst gewidmet habe. Von da an gab es Augenblicke, in welchen sie sich viel mit diesen Gedanken beschäftigte, in welchen sie an dem Bilde etwas Wahres fand und selber zu glauben anfing, sie habe die eigentliche Bahn ihres Berufs nicht gefunden, der Zweck ihres Lebens sei verfehlt. Dann träumte sie wohl auch von Verhältnissen und Beziehungen, wie sie eintreten könnten, wenn sie völlig ungebunden wäre; sie sah sich gefeiert und gepriesen, auf einer glänzenden Künstlerlaufbahn dahinschreitend, auf Lorbeeren und Gold wandelnd, frei mit sich und ihrem Herzen schaltend und ungehindert, jede Huldigung anzunehmen, die ihr gefiel, jede Höhenstufe zu erklimmen, die sich ihr zeigte. Allerdings war im Grunde ihres Gemüths noch so viel des Guten und Trefflichen vorhanden, daß sie sich bemühte, solche Gedanken nieder-

zukämpfen, solche Bilder zu verscheuchen; aber wenn es ihr auch gelang, blieb doch von denselben, wie von den Photographien, die ein Blitz gebildet, ein nächtlicher Abdruck in den Geheimnissen ihrer Seele zurück. Sie war einige Male im Begriffe, Führer Alles zu entdecken. Dann aber wurde sie wieder trotzig; sie erinnerte sich seiner an sie gestellten Forderungen und sah ein, daß sie ihm dadurch vollkommen Recht geben und ihr ganzes künftiges Leben nothwendig für immer in die einfache, freudenlose Bahn hineinzwängen würde, vor der sie tiefes innerliches Grauen empfand. Auch fehlte ihr wohl der Muth, den ernsten Augenblick einer Entscheidung herbeizuführen; denn es ließ sich nicht voraussagen, wie dieselbe ausfallen würde; ein Geheimniß solcher Art, zwischen ihr und dem Fürsten so lange getheilt und bewahrt, mußte sie bei Führer nothwendig im bedenklichsten Lichte erscheinen lassen.

In einem solchen Zustand der Unruhe und des Schwankens hatte sie sich auch befunden, als sie das Versprechen gegeben, das Singkränzchen nicht zu besuchen, sondern abends zu Hause zu sein. Sie hatte Besuche gemacht, allerlei Einkäufe besorgt und nach ihrer Rückkehr unmittelbar an die Generalin ihre Absage geschickt. Sie blieb auch standhaft, als ein Billet derselben kam, worin sie die Störung unendlich bedauerte

und Ulrike beschwor, ihr Erscheinen doch möglich zu machen, wenn es nur irgend angehe. Auch als die Generalin selbst den abscheulichen Fahrweg durch das Gäßchen nicht scheute und in eigener Person angefahren kam, ihre Verlegenheit und den Verdruß der ganzen Gesellschaft zu schildern, blieb sie standhaft und hielt die vorgeschützte Migräne mit solcher Tapferkeit aufrecht, daß die gewandte Dame endlich die Unmöglichkeit einsah, sie andern Sinnes zu machen und anfangen mußte, an die Wahrheit eines Uebels zu glauben, an welchem sie, gestützt auf manche Erfahrungen des eigenen Lebens, anfangs sehr begründete Zweifel sich erlaubt hatte. Das Einzige, womit sie sich dabei tröstete, war, daß Seine Durchlaucht der Herzog, welcher zuerst die Ansicht gehabt hatte, zu erscheinen, um das altitalienische Madrigal zu hören, welches Ulrike vortragen sollte, nun unvermuthet eine Jagdpartie unternommen habe, daß also mindestens nach dieser Seite hin ein falscher Schritt nicht zu befürchten stand.

Mit selten empfundener Beruhigung sah Ulrike die Generalin sich entfernen und war höchlich mit sich selbst zufrieden. Der Abend kam ihr unter den angenehmsten Empfindungen heran, als ganz unerwartet und noch spät abermals ein Briefchen der Generalin eintraf und sie in neue Unruhe versetzte. Das Billet wirkte wie

ein Stein, der, in stille Wasserflut geschleudert, dieselbe erregt und in immer weitern Ringen und Kreisen die Unruhe sich ausbreiten macht. Es enthielt die Nachricht, der Herzog sei unerwartet von der Jagd zurückgekommen und habe sofort zu der Generalin geschickt, seinen Besuch anzukündigen, und habe ausdrücklich hinzufügen lassen, daß er bestimmt darauf rechne, das Madrigal zu hören. Die Dame beschwor Ulrike, das Concert, dessen Gelingen lediglich von ihr abhänge, nicht zu stören und nicht sie und sich dem Mißfallen des Fürsten auszusetzen. Eine Weile war Ulrike unentschlossen. Der Gedanke, wie sie bei Führer ihre Abwesenheit entschuldigen sollte, beengte sie von der einen Seite, während sie andererseits sich von der Vorstellung beunruhigt fühlte, daß und wie sehr dem Fürsten ihr Nichterscheinen auffällig sein müsse. Der bessere, ruhigere Theil ihres Gemüthes wollte sie im Hause zurückhalten, die Freude, zu gefallen, der Gedanke an den zu erwartenden Beifall zog sie zu der Gesellschaft hin. Dennoch war die erste Empfindung nahe daran, die Oberhand zu erhalten. Sie setzte sich an den Schreibtisch, um die wiederholte Absage niederzuschreiben; allein indem sie sich auf die passendsten Worte dazu besann, stiegen ihr aufs neue Bedenklichkeiten auf, wie sehr es im Grunde doch unmöglich und unthunlich sei, in dem

Concerte nicht zu erscheinen. Noch während des Niederschreibens hielt sie inne, führte den zierlichen Federhalter nachdenklich an den Mund und besann sich. Es war ihr ein Ausweg eingefallen, welcher Alles in bester Weise auszugleichen versprach. „Vortrefflich!“ rief sie halblaut vor sich hin. „So will ich es machen. Nur um das allgemeine Vergnügen nicht zu stören, will ich auf eine Stunde in das Kränzchen fahren. Das Madrigal wird ja bald gesungen sein, und noch ehe Friedrich zurückkommt, bin ich lange wieder da. So kann ich seinen Wunsch erfüllen und zugleich auf der andern Seite jeden Verdruß und jede Verstimmung vermeiden.“ Mit flüchtigen Zügen warf sie die Antwort in diesem Sinne auf das Blatt und rief ihre Dienerin, ihren Anzug zu beenden. Sie fand es unnöthig, als sie das Haus verließ, die Räthin davon zu verständigen. Sie scheute die Berührung mit der eigensinnigen alten Frau, die ohne Zweifel wieder mit ihren grämlichen Bedenklichkeiten angerückt gekommen wäre; sie war ja bald wieder zu Hause, dann sollte sie sowie Führer Alles erfahren.

Der Plan war ganz gut ausgesonnen; nur eins war dabei außer Acht geblieben: der Reiz und die Verlockung der Gesellschaft und die Schnelligkeit, mit welcher in ihr die Zeit, zumal eine in bestimmte Schranken

gemessene, dahinfliegt. Wie leicht konnte irgend ein Umstand sich ereignen, welchen vorherzusehen eine Unmöglichkeit war und der sie dennoch wider Willen festhielt!

Und so kam es auch.

Das Madrigal stand allerdings gleich unter den ersten Nummern, welche vorgetragen werden sollten, aber die erste Nachricht, welche ihr unter den Begrüßungen der Generalin und den Complimenten der Gesellschaft zu Ohren kam, war die von einer neuerlichen Botschaft des Herzogs, welche meldete, daß eine plötzliche Verhinderung ihn nöthige, etwas später zu kommen, weshalb er dringend bitten lasse, den Vortrag des Madrigals bis zu seiner Ankunft zu versparen. Was konnte sie thun? Es war geradezu unmöglich, diesem Wunsche zuwider zu handeln. Führer selbst, wenn er zugegen gewesen wäre, hätte das kaum gewagt. Sie mußte also bleiben und beschwichtigte die in ihr wie ein heißer Strahl aufquellende Unruhe mit dem Gedanken, wie sie Friedrich Alles einfach, der Wahrheit gemäß erzählen wolle, und wie er dann selbst einsehen müsse, daß sie nicht anders zu handeln vermocht. So ging die Zeit, bis zu welcher sie heimzukehren gedacht hatte, vorüber, ohne daß der Herzog erschien, und im Gefühle des begangenen Unrechts wollte die frühere

Besorgniß verstärkt wiederkehren, als der Eintritt des Fürsten sie nöthigte, sich zu fassen, um seine Begrüßung mit der gebührenden Haltung zu empfangen und die Artigkeiten entgegen zu nehmen, mit denen er sein Ausbleiben entschuldigte und den Dank für die ihm zu Gefallen geschehene Verzögerung aussprach.

Sie begann ihren Gesang in großer Befangenheit, und während des Ritornells, das dem Eintritt der Singstimme vorherging, ging ihr Athem so schwer und heiß, daß sie selbst es für unmöglich hielt, einen Ton hervorzubringen. Sie begann mit einem Gefühle von Unsicherheit, das sie sonst nicht kannte; aber vielleicht eben deswegen war ihr Vortrag von einem so ungesuchten Ausdruck der Innigkeit durchweht, daß alle Zuhörer gefesselt und tief ergriffen lautlos den in ihrer Einfachheit rührenden Tönen lauschten. Der Herzog hatte sich in eine dunkle Ecke zurückgezogen, um, wie er sagte, die Musik ungestörter genießen zu können; er saß wie in sich gekehrt und hatte die Hand vor die Augen gelegt, um sich ganz gegen jede Störung der Außenwelt abzuschließen. Dennoch entging es Ulrike nicht, daß er, als die allgemeine Aufmerksamkeit von ihm abgelenkt war, seine Hand tiefer heruntergleiten und den brennenden Blick unablässig auf ihr haften ließ. Sie erglühte in steigender Befangenheit und fühlte

sich doch in unbegreiflicher Weise erhoben; ohne selbst zu wissen und zu wollen, wie es gekommen, durfte sie sich wohl sagen, daß sie nie vollendeter gesungen.

Sie ahnte nicht, wessen Ohr unten auf der Straße ebenfalls den wundervollen Tönen ihrer Stimme gelauscht.

Ueber dem Beifalle, welcher von allen Seiten auf sie losstürmte, und über den Lobeserhebungen des Herzogs vergaß Ulrike auf einige Zeit völlig, daß sie sich vorgenommen hatte, unmittelbar nach ihrem Gesange aufzubrechen. Sie hätte es auch nicht gekonnt, denn der Herzog, sowie die ganze Gesellschaft verlangten stürmisch die Wiederholung des Madrigals. Sie hatte keinen haltbaren Grund, das zu verweigern, und die Generalin war entzückt, daß die Migräne, an der sie gelitten, sie so vollständig verlassen zu haben schien. Dann wurde sie von diesem und jenem im Gespräche festgehalten, dem ohne Unart nicht wohl auszuweichen war, und zuletzt trat auch der Herzog wieder heran und bat um den Vortrag eines andern Liedes, das sie in einem frühern Concerte gesungen und das in hohem Grade sein Wohlgefallen errungen hatte. Sie trat an das Piano, auf welchem die Musikalien bunt durcheinander lagen, während die Gesellschaft im Saale und in den anstoßenden Zimmern in Gruppen zusammenstand und sich an den Confitüren und sonstigen Erfrischungen erquickte, welche

in der eingetretenen Pause herumgereicht wurden. Der Herzog trat hinzu, als ob er das Finden beschleunigen und suchen helfen wolle; aber unter den Notenheften und Blättern begegnete seine Hand der ihrigen. Sie fühlte dieselbe im Augenblicke gefaßt und leidenschaftlich gedrückt, und während das Auge des Fürsten wie suchend fest auf die Noten gerichtet war, flüsterte seine Stimme heiß zu ihr empor: „Zaubrerin, so werde ich denn nie diesen himmlischen Augen gegenüberstehen, ohne die halbe Welt zum Zeugen zui haben?" Sie erwiderte nichts. Glücklicherweise hatte sie eben das gesuchte Notenblatt gefunden und trat zu dem begleitenden Künstler, um den Vortrag zu beginnen.

Als sie gesungen und einen Augenblick ausruhend sich auf einen der Divans zurückgezogen hatte, stieg wohl der Gedanke an Führer und wie sie zu Hause erwartet werde, gleich einem auflodernden Feuer in ihr empor. Sie machte sich bittere Vorwürfe, daß sie so schwach gewesen und den Lockungen dennoch nachgegeben; aber kühlere Ueberlegung dämpfte die Flamme wie Wasserguß. Es war nun einmal geschehen, war nicht mehr zu ändern, so wollte sie mindestens den Abend genießen und sich denselben nicht durch unangenehme Gedanken verbittern lassen.

Als die Gesellschaft sich trennte, war es bereits

tiefe Nacht. Das einsame, stille Haus, das seine Herrin und Frau vergeblich erwartet hatte, war noch einsamer und stiller als sonst; Alles schien im tiefsten Schlafe zu liegen, nirgends verrieth ein Lichtschimmer, daß noch ein Auge wache. Dennoch war die Räthin noch gar wohl auf der Hut und tastete von ihrem Bette aus nach dem Schnürchen der oberhalb desselben angebrachten Stockuhr, um sie die Stunde nachschlagen zu lassen. Sie mußte eben genau wissen, wann die Frau Tochter nach Hause gekommen. Auch am Fenster von Führer's Zimmer lehnte noch lange im Finstern eine dunkle Gestalt und verschwand erst, als der aufdämmernde Morgen die Nacht verscheuchte.

In den nächsten Tagen waren die Ehegatten einander nicht begegnet. Es mochte wohl auch beiderseits der Wunsch nach einem Zusammentreffen nicht vorhanden sein, sondern viel eher das Bestreben bestehen, sich auszuweichen. Beide fühlten stillschweigend, daß die Verhältnisse auf einem Punkte angekommen waren, auf welchem es zur Erklärung und Entscheidung kommen mußte, und der Unterschied zwischen den Anschauungen beider lag wohl nur darin, daß, während Ulrike sich vor einer solchen Wendung scheute, Führer sich darnach sehnte und entschlossen war, den ersten sich bietenden Augenblick dazu zu benutzen.

Und der Augenblick kam.

Die Generalin, deren Haus der Sammelplatz der vornehmen musikalischen Welt war, besaß ein kleines, niedlich eingerichtetes Landhaus, eine halbe Stunde von der Stadt am Rande eines großen Waldes gelegen, der ein bedeutendes Jagdgehege bildete und dessen äußerste Partien in eine Anlage mit verschlungenen Wegen nach Art der englischen Parks umgewandelt waren. Der Garten der Villa war durch den lebenden Zaun von kurz geschnittenen Fichten und Buschwerk nicht überall so fest abgeschlossen, als dies allenfalls durch eine Mauer oder Planke hätte geschehen können; ein solcher fester Abschluß war aber gar nicht beabsichtigt, denn für den Besitzer der Villa war es sehr angenehm, durch eine Hinterthür seine Spaziergänge über sein eigenes enges Gebiet hinaus in einen so nahe gelegenen herrlichen Wald ausdehnen zu können. Anderntheils hatte der alte Herzog die Bewilligung hierzu gern gegeben; denn der General, ein alter, mit Narben und Orden reichlich bedeckter Invalide, war ihm außerordentlich lieb und werth gewesen. Jetzt allerdings konnte der alte Militär keinen Gebrauch mehr davon machen, aber die Vergünstigung dauerte fort und war seiner Frau sehr angenehm, welche, obwohl erst in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre

stehend, kein Bedenken getragen hatte, ihre Hand in die eines fast siebzigjährigen Greises zu legen. Der Alte saß beinahe immer in einem Rolllehnstuhl im Gartensaal und war gütig und nachsichtig, sowie klug genug, daß er nichts dagegen hatte, wenn die junge Frau sich — sozusagen unter seinen Augen — vergnügte und wie ein gefangener Vogel an verlängertem Faden herumflattern konnte.

Unfern im Walde, unter einer Gruppe von besonders schönen Buchen, welche einen kunstlosen grünen Laubtempel bildeten, hatte eine Mooshütte gestanden, welche früher den Jägern zum Vogelherd oder zur Aufhütte gedient haben mochte; als die Ansiedelungen der Städter näher heranrückten und den Jagdbetrieb zurückdrängten, war sie außer Gebrauch gekommen und wurde nicht mehr beachtet, und so fand Niemand etwas Auffallendes darin, daß sie sich allmälig in eine Art Einsiedelei umgewandelt hatte. Diese war nun ein angenehmer Zielpunkt für die Bewohner der Villa oder deren Gäste, und die Generalin saß oft, mit einem Buche in der Hand, in dem kleinen, rindenbedeckten Häuschen und sah durch dessen Fenster auf die grüne, saftige Waldwiese hinaus, die von einem dichten, buschigen Tannenanflug abgegrenzt war, hinter welchem wieder prachtvolle Buchen und Ulmen ihre hundert-

jährigen Häupter emporhoben. Es war kaum glaublich, welch wirkliche Waldstille und Einsamkeit so nahe bei der Stadt in dem kleinen Raume anzutreffen war, zumal wenn Feiertags das Geläute und das Lärmen der Gewerke in den nahen Mauern verstummt war. Durch die Bäume ging ein Drahtzug bis in den Gartensalon der Villa, sodaß der General, dem seine lahmen Beine alles Lustwandeln unmöglich machten, leicht ein Glockenzeichen geben konnte, wenn er der Einsamkeit und der Schlachtenpläne überdrüssig geworden war, welche meistens den Gegenstand seiner Unterhaltung bildeten.

Der Generalin, nur wenige Jahre älter als Ulrike, war es rasch gelungen, diese an sich zu ziehen; Ulrike hatte die ihr offen entgegenkommende Neigung nicht zurückgewiesen, und so war zwischen beiden Frauen eine Art von freundschaftlichem Verhältniß entstanden, das, obwohl es einen hohen Grad von Innerlichkeit und Zutraulichkeit zu haben schien, im Grunde doch nur auf äußern Dingen beruhte. Es konnte auch nicht wohl anders sein. Ulrike war lebhaft und leidenschaftlich; sie befand sich beinahe fortwährend im Zustande leichter Erregung; es rollte etwas von dem unstäten Künstlerblute in ihren Adern, das ihre Mutter zu einem so traurigen Ende geführt hatte. Die Generalin dagegen

wußte sich, wenn es nöthig schien, allerdings den Anschein lebhafter Empfindung sehr täuschend zu geben und auf diese, wo sie ihr entgegen trat, wie mit einer Art künstlichen Echos zu antworten, aber sie war dabei von einer solchen kühlen innern Ruhe und Herzenskälte, daß ihr niemals das Blut über die Augen emporstieg und sie immer den Kopf oben und so frei behielt, ihre eigene Lage sowohl als ihre Umgebung mit kaltem und gelassenem Auge überblicken zu können. Die Generalin war nicht schön zu nennen. Sie war wohlgebaut, aber ihre Formen waren schlank und fast zu hager, um angenehm zu erscheinen. Die etwas bleichgelbe Gesichtsfarbe war von keinem röthlichen Anflug unterbrochen; nur der Mund war vom schönsten Kirschroth und durch eine leichte Anschwellung der Oberlippe so reizend geformt, daß sein berückendes Lächeln denjenigen wohl festzuhalten vermochte, der es gewagt hatte, zu nahe in den Bereich ihrer Augen zu gerathen. Diese mit ihrem leuchtenden Dunkelbraun glichen jenen Wassern, welche von dem Eisengehalt, den sie mit sich führen, tief gefärbt sind, mit kaum merklicher Bewegung in vielen Biegungen und Windungen durch eine ebene Gegend rinnen und, anscheinend klar bis auf den Grund, unter den überhängenden Gesträuchen Untiefen bergen, aus welchen keine Rettung für den ist, der vertrauend in sie hinabtaucht.

Sie fand anscheinend den Besuch des musikliebenden Fürsten in ihren Cirkeln völlig unbedenklich, und so sorgfältig im Benehmen zwischen ihm und Ulrike Alles vermieden wurde, was auf das Vorhandensein näherer Beziehungen zwischen denselben hätte schließen lassen, war die Herrin des Hauses doch die Einzige, welcher auch die feinsten Fäden des sich immer dichter verschlingenden Gewebes nicht entgingen. Ihr Blick war gefärbt durch eine Regung, welche auch das blödsichtigste Auge mit der Schärfe des Falken waffnet, durch die Regungen der Eifersucht. Nicht etwa, daß sie den Herzog geliebt hätte, aber als sie gewahr geworden, daß er gegen eine Andere nicht gleichgültig schien, regte sich der Neid, und die Gedanken an Macht, Einfluß und Reichthum erhoben sich im Hintergrunde ihres Gemüths wie Gestalten einer Nebelspiegelung. Sie hatte und verfolgte keinen bestimmten Plan, aber sie dachte daran, die Aufmerksamkeit des jungen Fürsten auf sich zu lenken, und besaß die Geduld, das Hervorbrechen eines Keims abzuwarten, wenn er auch erst lange gähren und arbeiten und viele Stufen der Entwicklung unsichtbar durchmachen mußte, ehe der Augenblick kam, wo er die Schollen zersprengen und die ersten Blattsprossen im Lichte entfalten sollte.

Es war schon geraume Zeit unter den beiden

Frauen beredet worden, daß sie einmal ganz allein miteinander einen Nachmittag in dem Landhause zubringen und mit Ausschluß aller andern Gesellschaft nur sich gehören wollten. Die Generalin wußte Ulrike nicht genug zu sagen, wie viel sie auf dem Herzen habe, was sie ihr vertrauen wolle und einzig ihr vertrauen könne. Ulrike, deren Seele schwer belastet war, fühlte ein gleiches Bedürfniß, obwohl sie bei nur oberflächlicher Selbstprüfung sich sagen mußte, daß, wenn sie etwas mitzutheilen hatte, es ein Geheimniß war, das keinem menschlichen Ohre anvertraut werden durfte.

Die längst verabredete Zusammenkunft fand endlich statt. Man hatte in der Villa gespeist, der General war nach der Tafel eingenickt, und die Frauen hatten durch den Garten und den Park einen Spaziergang nach der Einsiedelei bemacht. Dort saßen sie nun und sahen im Waldesgrün den bunten Hehern zu, die mit munterem Geschrei durch die Wipfel fliegend einander neckten, und den Eichhörnchen, welche die Tannenzapfen auskernten und die abgenagten muthwillig spielend herunterwarfen.

Das Gespräch stockte; die vertraulichen Mittheilungen der Generalin, welche zuvor so nothwendig erschienen waren, wollten nicht in Fluß kommen; auch Ulrike war schweigsam und fühlte sich aus der Ein=

samkeit wie von einem Hauche unerklärlicher Ahnung und Wehmuth angeweht, als habe sie ein großes Unglück zu beweinen oder eine drohende große Gefahr zu bestehen. Die Generalin überließ sie ihrem Nachsinnen, und wäre Ulrike nicht so sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, es hätte ihr nicht entgehen können, daß die Dame häufig aufhorchte, wenn sich in einiger Entfernung, wo die Landstraße vorüberzog, das Rollen eines Wagens oder der Hufschlag eines galoppirenden Pferdes hören ließ.

„Der Draht des Glockenzugs bewegt sich", sagte sie, mit einem Male aufstehend. „Es scheint, mein Mann bedarf meiner. Verweilen Sie indessen hier, meine Liebe! In wenig Augenblicken fliege ich zu Ihnen zurück."

Ulrike stand an dem kleinen Fenster der Einsiedelei, den Arm an das Gesims gelegt und auf diesen den Kopf gelehnt, versunken in Gedanken und Träumereien, welche sie unklar umschwebten wie die Bilder, welche beim Einschlafen die verdämmernde Seele umgaukeln. Sie hörte kaum, wie der flüchtige Tritt der Dame sich im Walde verlor; sie wurde nicht gestört, als es nach einiger Zeit in den Büschen rauschte und ein schöner Jagdhund spürend hervorkroch, dem bald ein Jäger folgte, dessen erster Blick auf die Einsiedelei und

deren zeitweilige Bewohnerin fiel. Sie schrak erst auf, als die Thür sich öffnete, und mit Glut übergossen, unfähig, sich zu regen, stand sie vor dem Herzog, welcher in dem knappen, mit Metallknöpfen besetzten grünen Jagdrock noch wohlgestalteter und gewinnender aussah als in der soldatischen Kleidung, welche er sonst zu tragen pflegte.

„Nun, das nenne ich Waidmannsheil!“ rief der Fürst, den leichten Ton des Scherzes anschlagend „Meine Diana hat vorzüglich gespürt; sie hat mir das schönste Edelwild aufgejagt, eine Gazelle, wie ich in diesen Wäldern sie wohl nicht gesucht hätte.“

„Durchlaucht“, stammelte Ulrike, „Sie hier? Wie ist das möglich?“

„Wie es so gekommen ist“, entgegnete der Fürst, sein Jagdgewehr in die Ecke lehnend, mit eigenthümlichem Lächeln, „das weiß ich selbst nicht und verlange auch gar nicht darüber nachzudenken. Ein Waidmannsgang hat mich in den nahen Wald geführt und bis hierher gebracht. Doch“, fuhr er einlenkend fort, indem er Ulrike fester betrachtete und ihre grenzenlose Verwirrung gewahr ward, „ich will keine Unwahrheit sagen. Etwas weiß ich doch von diesem Wie. Ich habe neulich Ihr Gespräch mit der Generalin belauscht. Ich hörte, wie Sie verabredeten, diesen Nachmittag die

Einsiedelei zu besuchen. Ich will nur aufrichtig sein und gestehen, daß ich absichtlich in die Nähe kam, und daß mich die Hoffnung leitete, Ihnen zu begegnen."

Ulrike raffte sich auf und wollte der Thür zu. „Durchlaucht, lassen Sie mich fort!" rief sie. „Wenn irgend ein menschliches Auge —"

„Bleiben Sie!" sagte er beruhigend. „Kein menschliches Auge wird uns hier erspähen. Ich werde auch nicht so lange verweilen, daß wir gesehen werden könnten. Ich will sogleich wieder fort, sobald Sie mir eine Frage beantwortet haben werden."

„Was könnte ich —" stammelte Ulrike.

„Ich habe Sie immer nur vor Zeugen sprechen können", rief der Fürst, „vor einer ganzen Gesellschaft, wo sich der hundertäugige Argus noch verhundertfacht hat. Was ich für Sie empfinde, wissen Sie — Sie wissen es von früher her. Ich habe mich unterstanden, es Ihnen auch jetzt wieder zu gestehen. Aber ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, was Sie gegen mich empfinden. Sie sind immer schweigsam, Sie sind verwirrt, wenn ich zu Ihnen spreche. Das kann für mich und gegen mich sprechen; es kann ein Zeichen Ihres Unwillens sein, es kann auch bedeuten, daß ich Ihnen nicht ganz unangenehm bin. Darum beantworten Sie mir offen die Frage: Zürnen Sie mir wegen

meines Geständnisses, zürnen Sie mir, weil ich Sie liebe?"

„Lassen Sie mich, Durchlaucht!" rief Ulrike, noch immer vergeblich nach Fassung ringend.

„Sie sagen nicht nein?" rief der Herzog. „Ich darf also hoffen, daß Sie mir nicht zürnen, daß Sie mir verziehen haben? Dann beweisen Sie mir das auch! Beweisen Sie es mir dadurch, daß Sie nicht so von mir eilen! Gönnen Sie mir das Glück, Sie eine Sekunde lang ohne Zeugen zu sehen, in Ihre Wunderaugen blicken, mich an dem Zauber Ihrer Schönheit berauschen zu dürfen! Warum wollen Sie mir versagen, was Ihnen keinen Schaden bringt? Wird die Sonne ärmer an Licht und Glanz, wenn sie einen Strahl auf einen Bittenden senkt? Ich weiß wohl, was Sie mir erwidern können. Sie sind gebunden. Ich bin es auch; der Glückliche, dem Sie gehören, ist mein Freund! Aber ich begehre ja auch nichts von Ihnen. Ich will Sie nur einmal sehen, will nur einmal mein Herz ganz vor Ihnen ausschütten, die Ueberfülle seiner Empfindungen ausströmen lassen, die es sonst zerspringen machen müßte! — Wie, noch immer keine Antwort?" fuhr er fort, als Ulrike nichts erwiderte, sondern die Hände ringend und faltend angstvoll in dem kleinen Raume hin und her schritt. „Sie

sind beunruhigt. Was fürchten Sie doch? Seien Sie versichert, ich weiß gewiß, daß kein Zeuge uns in diesem Augenblicke stören wird. Was kann Sie an der Liebe eines Mannes erschrecken, die Sie nicht theilen? Oder dürfte ich etwa hoffen?“ rief er feuriger, näher tretend. „Dürfte ich diese reizende Verwirrung zu meinen Gunsten deuten? Ulrike, Sie hätten mir nicht blos verziehen, ich dürfte träumen, Ihnen auch nicht gleichgültig zu sein, hoffen, daß ein wärmeres Gefühl auch in Ihrem Busen sich regt? O wenn das wäre, welche Welt von Paradiesen thut sich unabsehbar vor mir auf bei diesem Gedanken! Was wäre ich zu thun bereit, in der Absicht, Sie die Meine nennen zu können! Rede“, rief er, indem er sie umfaßte und den Arm zärtlich um ihre Hüften schmiegend sie an sich zog. „Rede, Ulrike! Liebst Du mich?“

Sie erwiderte nichts; sie war einer Ohnmacht nahe, aber sie widerstrebte nicht, als er sie vollends in die Arme schloß und ihr Mund und Antlitz mit Küssen überdeckte, deren Innigkeit nicht unterscheiden ließ, ob sie blos genommen und nicht auch erwidert waren. „Lebe wohl!“ rief er dann, sich rasch losreißend. „Meine Zeit ist um. Ich weiß jetzt genug. Ich sehe Dich wieder.“

Er verschwand.

Ulrike blieb allein und fand jetzt Zeit genug, aus der Hütte ins Freie und in die Waldesfrische zu treten, die ihr mit der Kühlung des einbrechenden Abends an die glühenden Wangen hauchte. Es währte geraume Zeit, bis, sich mit dem Tuche fächelnd, die Generalin langsam bemessenen Schrittes von der Villa herangewandelt kam.

„Ich bin lange geblieben, meine Liebe!" sagte sie lächelnd und mit einem Blicke Ulrikens Aussehen überfliegend, ohne sich etwas von dem, was sie entdeckte, merken zu lassen. „Mein Herr Gemahl hat mich so lange aufgehalten. Er ist übler Laune. Ich weiß nicht, ob Sie in Ihrer Ehe auch schon die Erfahrung gemacht haben, daß die Männer Launen haben. Aber was ist Ihnen denn? Ich bemerke jetzt erst, wie sehr Sie erhitzt sind. Mein Gott, Sie sind doch nicht unwohl?"

„Nein", rief Ulrike, „und doch — allerdings! Es ist, als sollte ein Anfall meines Kopfleidens wiederkehren. Ich will Ihnen nicht länger lästig fallen. Ich muß nach Hause. Hoffentlich wird mir dort besser werden."

„Das beklage ich unendlich", rief die Generalin mit rührender Theilnahme. „Ich hatte mich so sehr auf diese Stunden unseres Zusammenseins gefreut. Aber wenn Sie leiden, will ich sogleich sorgen, daß der

Wagen für Sie bereit gemacht wird.“ Ulrike schritt bereits dem Hause zu, die Generalin folgte langsam. Ihr scharfes, ruhiges Auge spähte zurückblickend nach allen Seiten; sie bückte sich, um an der Thürschwelle ein kleines Stahlknöpfchen aufzuheben, auf welchem ein Rehkopf in matter Vergoldung getrieben war. Der Fürst war im Vorbeieilen mit dem Aermel hängen geblieben und hatte dasselbe abgestreift. Sie steckte das Knöpfchen ein; dann folgte sie raschern Schrittes der Vorangeeilten.

In unbeschreiblicher Erregung erreichte Ulrike das heimische Haus: es flimmerte ihr vor den Augen, es brandete vor ihrem Ohr. In einem Augenblick hob sich ihr Herz im Entzücken darüber, sich vom Herzog geliebt zu wissen, der, wie sie sich selbst nicht mehr verhehlen konnte, auch ihre Neigung zu gewinnen gewußt hatte; im nächsten schmetterte durch die süßen, verlockenden Weisen der Weckruf ihres bessern Theils wie der ernste Glockenschlag der ersten Morgenstunde, der die Gespenster, welche die unheimliche Mitternacht freigelassen, in ihre Grüfte zurückscheucht. Sie gedachte dann Führer's edler Einfachheit, der tüchtigen Offenheit seines ganzen Wesens, seines kräftigen Gemüthes, das so ganz geeignet war, einem Andern zur verlässigen Stütze zu dienen. Dann war sie entschlossen,

ihm ganz anzuhängen, jeden andern Verkehr abzubrechen; bald aber behielten die Bilder der Lust und des verlockenden Scheins wieder die Oberhand, wie die Speichen eines umwirbelnden Rades, die oben und unten wechseln. Die Ankunft im Hause war nicht geeignet, etwas an ihrer Stimmung zu ändern, denn es war gänzlich leer. Gegen alle Gewohnheit war sogar die Räthin durch dringende Geschäfte zu einem Gang in die Nachbarschaft veranlaßt worden. Das Dienstmädchen, das offenbar ihre Rückkehr sobald nicht erwartet hatte, hatte ebenfalls die Gelegenheit benutzt und war ausgeflogen. Der für Beppo eingetretene Diener war der Einzige, der sie empfing, und den sie, zu ihren Zimmern eilend, rasch verabschiedete. Sie durchschritt den leeren, hallenden Gang des zu ihren Zimmern führenden Stockwerks und kam in den großen Vorsaal, der manchmal zum allgemeinen Versammlungsorte der Familie diente und in welchem ein Piano aufgestellt war. Beim Anblick desselben blieb sie stehen; es war ihr, als ob dasselbe enthalte, was sie im Augenblick bedurfte. Sie hatte schnell Hut und Tuch abgeworfen und saß an dem Instrument, sich in freien, regellosen Phantasien ergehend, und wie die Tonwellen unter ihren kunstfertigen Händen hervorbrachen und dahinströmten, war es, als ob auch die stürmenden Fluten

ihres Herzens sich Bahn gebrochen und es entlasteten. Sie ging allmälig in bekanntere Motive über und wußte zuletzt selbst nicht, wie es kam, daß sie das Thema des Madrigals anschlug, das sie im letzten Concerte gesungen.

Führer war inzwischen eingetreten und hatte sich hinter ihren Stuhl gestellt. Er war unerwartet von den Geschäften losgekommen und heimgeeilt. Es schien ihm ein glückliches Zeichen, als ihm die Töne des Flügels entgegenrauschten. Er hielt einen Augenblick inne; dann trieb ihn das warme Herz, in den Saal hinaufzueilen.

Ulrike war so vollständig in ihr Spiel und in ihre Gedanken versunken, daß sie weder seinen Eintritt noch seine Annäherung gewahrte und im eigentlichen Sinne erschreckend zusammenfuhr, als sie ihn plötzlich hinter sich wahrnahm.

„Es war nicht meine Absicht, Dich zu erschrecken, meine Liebe", sagte Führer. „Ich wollte nur ein ungesehener Zuhörer sein. Thue, als wäre ich gar nicht zugegen! Es ist sehr lange her, daß ich Deinen Gesang nicht mehr gehört, Deine Kunst nicht mehr bewundert habe."

„Wenn Du es gewünscht hättest, wäre das wohl leicht möglich zu machen gewesen", erwiderte Ulrike

kalt. „Du hättest nur jene Kreise besuchen dürfen, in welchen Musik gemacht wird. Wenn Du also dieses ohnehin sehr fraglichen Genusses verlustig geworden, ist es jedenfalls nicht meine Schuld.“

„So mag es denn die meine sein“, entgegnete Führer ruhig, wenn auch unangenehm berührt von dem kühlen Tone, der durch Ulrikens Worte wehte. „Meine Anschauung über Musik ist eben eine etwas andere, und wenn ich auch weit entfernt bin, der kunstmäßigen Ausübung derselben irgendwie nahe treten zu wollen, so habe ich sie doch am liebsten als gesellige Kunst, wenn man es so nennen darf, als Kunst im Hause, als Hausmusik, und hier, wirst Du gestehen, war mir allerdings Gelegenheit nicht gegeben.“

Ulrike wußte nicht, wie ihr geschah; aber im Augenblicke tönte ihr aus dem Gespräche mit dem Fürsten das Gleichniß mit der gefangenen Nachtigall durch die Seele. „Derlei kommt im Leben vor“, sagte sie. „Mancher findet es entzückend, die Nachtigall in einen Käfig zu sperren, und glaubt, daß ihr Gesang nie bezaubernder töne als in seinem Käfig!“

Führer blickte sie mit steigendem Befremden an. „Das Bild trifft wohl nicht zu“, sagte er dann, sich zusammennehmend, „und gilt jedenfalls nur, wenn die Nachtigall sich selbst gefangen fühlt. Ich aber habe

sagen hören, die Nachtigall fühle sich nur im einsamen Walde heimisch, wo sie ihr Nest gebaut, sie singe am schönsten, wenn sie nur für sich und die Ihrigen, für ihre Waldeinsamkeit singt. Die Nachtigall wird leicht die Freiheit vom Käfig zu unterscheiden wissen und die Wahl zwischen beiden wird ihr nicht schwer werden, und wenn auch die Stäbe des Käfigs von Gold wären."

„Es ist mir nicht mehr überraschend, daß wir uns in verschiedenen Ansichten begegnen", sagte Ulrike, indem sie sich abwendete und sich zu erheben versuchte.

„Verweile noch!" sagte Führer und hielt sie fest. „Die Verschiedenheit ist doch wohl nur eine scheinbare. Ich gedenke einer Zeit, wo wir uns in vollster Uebereinstimmung befanden und in allen Dingen mit überraschendem Einverständniß begegneten. So ist es jedenfalls einmal gewesen. Sollte es nicht mehr so sein? Sollte diese Hoffnung auf die Gegenwart eine so arge Selbsttäuschung enthalten?"

„Vielleicht", entgegnete Ulrike unsicher. „Vielleicht ist es auch die Erinnerung, welche täuscht."

„Nein, meine Theure, das glaube ich nicht!" rief Friedrich. „Doch will es mich bedünken, als seiest Du nicht in der Stimmung, über diesen Gegenstand in Ruhe zu sprechen. Ich finde Dich eigenthümlich be-

wegt, und wenn ich auch die Ursache davon nicht zu wissen begehre, so wirst Du begreiflich finden, daß ich den Versuch mache, Dir zu zeigen, daß das Recht auf meiner Seite ist. So viel ist gewiß, mich hat die Erinnerung nicht getäuscht; sie zeigt mir jene Stunden, wo wir uns zuerst begegneten, wo ich Dich fand, wo ich Dich lieben lernte, wo auch Dein Herz sich dem meinigen zuneigte —"

Ulrike schwieg.

„Ich weiß, wie lebhaft, wie gleichmäßig unser Empfinden zusammenstimmte! Ich fühle noch die Wonne des Augenblicks, als ich Dir meine Liebe gestand, als Du zum ersten Male an meine Brust sankst und, von innerer Aufwallung hingerissen, mir Deine Liebe und Deinen Dank stammeltest."

„Das ist es", rief Ulrike, indem sie aufsprang und sich beinahe gewaltsam Platz machte. „Dank! Ich muß mich immer mahnen lassen, was Du für mich gethan."

„Ich gestehe", sagte Führer, sich ruhig, aber ernst erhebend, „einen solchen Vorwurf aus Deinem Munde zu hören, habe ich nicht erwartet, und meine einzige Erwiderung darauf ist, daß mein Bewußtsein mir sagt, daß ich ihn nicht verdiene. Du kannst unmöglich glauben, daß mir je der Gedanke in den Sinn kommt, Dich an irgend etwas mahnen zu wollen. Es ist traurig,

daß Du mir das sagst, und ich sehe nun leider, es steht schlimmer zwischen uns, als ich gedacht und gefürchtet. Du zürnst mir, Du bist unzufrieden und glaubst vielleicht ein Recht dazu zu haben, weil ich Deiner Jugend, Deinem Hang nach Zerstreuungen und Vergnügen nicht vollends den Zügel ließ. Vielleicht habe ich hierin einen Fehler begangen; vielleicht hab' ich meine Anschauungen als Professor mit in den Minister herübergenommen. Allein damit ist noch nichts verloren; das kann noch immer geändert werden, und ich erwarte Deine Vorschläge, wie es geschehen soll."

„Thue, was Dir gefällt!" erwiderte Ulrike. „Ich bin es längst gewohnt, mir vorschreiben zu lassen."

„Ulrike!" rief Führer schmerzlich.

„Was findest Du daran so Besonderes? Ja, ich bin es gewohnt, nach Vorschrift zu handeln, mich als ein Geschöpf zu betrachten, das willenlos unter fremder Vormundschaft steht."

„Unter Vormundschaft!" rief Führer aufwallend. „Bei Gott, es wäre vielleicht gut; denn es gibt Leute, welche der Vormundschaft nie entrathen können."

„Diese galante Bemerkung zielt wohl auf mich?"

„Das magst Du selbst entscheiden. Du hast von der gefangenen Nachtigall gesprochen — ich will Dir die Geschichte einer Nachtigall erzählen, die Dich nahe

genug angeht, um Dich, wenn es noch möglich ist, zur Besinnung zu bringen; die Geschichte einer Sängerin, die den einfachen Zustand der Freiheit im grünen Walde als Armuth und Entbehrung empfand, welche dem Lockruf des Vogelstellers, der ihre schöne Stimme und ihr zartes Gefieder rühmte, nicht zu widerstehen vermochte, einer Nachtigall, die Leben und Freiheit hingab für reichliches Futter und für die Gefangenschaft in einem goldenen Käfig — die Geschichte einer Frau, die nicht nur sich selbst verdarb, die sogar ihre eigene Tochter an fremdes Laster verkaufte."

Ulrike schluchzte laut auf. „Das also war's", rief sie. „O, nun begreife ich Alles. Arme, arme, unglückliche Mutter, was magst Du gelitten haben!"

„Wie?" rief Führer schmerzlich entgegen. „Auch jetzt, nachdem Du Alles weißt, denkst Du nur an sie, nicht an Dich selbst, nicht an mich? O, dann ist es weit gekommen mit Dir, traurig weit, und dann ist es meine Pflicht, zu ernsten Mitteln zu greifen." Er machte einen Gang durch das Zimmer und blieb vor Ulrike stehen, welche sich schluchzend in einen Stuhl geworfen hatte. „Ich werde mein Haus von nun an so einrichten, daß es den Ansprüchen an meinen Stand und an meine Stellung durchaus entspricht. Du aber wirst vor allen Dingen darnach trachten, das Haus, mein

Haus zum Mittelpunkte Deines Lebens und Deiner Thätigkeit zu machen und Deine Stellung in ihm einzunehmen. Es soll Alles geschehen, was nach billigen Rücksichten möglich ist, aber Du wirst nicht vergessen, daß ich auch als Minister Bürger geblieben bin, ein Bürger an Gesinnung und Sitte, daß es mir nicht einfällt, mich wegen meiner jetzigen Stellung über meine Abstammung erheben und in Kreise drängen zu wollen, in welche ich weder gehöre, noch gehören will! Das Gleiche wirst Du Dir für Deinen Umgang zur Richtschnur nehmen. Das ist mein entschiedener, unabänderlicher Wille."

„Dein Wille?" sagte Ulrike kalt. „Gut. Höre auch den meinigen! Was Du da sprichst, wäre Zwang. Einem solchen füge ich mich nicht."

„Wie, Du willst mir widerstreben?"

„Ja. Ehe ich mich in neue Ketten schlagen lasse, ist es besser, die alten Bande zu lösen."

„Ulrike, so kannst Du sprechen? Nein", fuhr er fort, als sie weinend ihr Gesicht im Tuche verbarg, „ich habe dieses Wort nicht gehört. Ich will Dir zeigen, wie ich Dich liebe, und will thun, was ich für meine Pflicht als Mann und Hausvater erachte. Vielleicht aber liegt in dem, was Du gesagt, ein Fingerzeig, der zur Heilung führen kann. Vielleicht ist es

gut, wenn Du eine Zeit lang aus den hiesigen Kreisen entfernt wirst. Es trifft sich eben, daß die Tante, bei der Du ja schon mehrere Jahre zugebracht hast, etwas erkrankt ist und lebhaft wünscht, Dich auf kurze Zeit bei sich zu haben. Ich habe den Brief heute erhalten. Du wirst zu ihr reisen und bei ihr bleiben, bis ich Dich zurückrufe."

„Ich werde nicht", rief Ulrike, mit flammenden Augen aufspringend.

Führer trat mit all seiner gebieterischen Männlichkeit vor sie hin. „Du wirst", sagte er, „und zwar schon morgen. Meine Mutter kommt. Schweige! Sie braucht nicht zu wissen, was unter uns gesprochen worden ist; ich will keine Scene. Ich werde sie, soweit nöthig, in Kenntniß setzen; Du aber begibst Dich auf Dein Zimmer und bereitest Alles zur Reise vor, die Du morgen schon antrittst."

Ulrike sprang auf; das strömende Antlitz im Tuche verbergend, stürmte sie aus dem Zimmer. Friedrich hielt sich ruhig. Er wollte seiner Mutter in seiner jetzigen Stimmung nicht begegnen und ließ die alte Frau, welche ihn an dem ungewohnten Orte nicht vermuthete und daher achtlos vorüberschritt, ruhig ihren Weg gehen. Lange hatte er so nachsinnend gesessen und wollte sich unbemerkt in sein Zimmer begeben, als

der Diener ihm meldete, daß ihn ein Besuch erwarte. Friedrich gab Auftrag, den Fremden in den Garten, in das Thurmgemach zu führen, welches eine Art Gartensaal bildete, von der andern Seite aber an die Bibliothek stieß. Als er dann sich selber nach dem Garten begab, flog ihm, ohne daß er sich erklären konnte, wie, die Erinnerung an die Nacht durch den Kopf, welche er dort mit Riedl zugebracht, wie das wohl im Leben zu geschehen pflegt, daß man einer Person gleichsam durch eine Art Ahnung gerade in dem Augenblicke gedenkt, in welchem sie uns unvermuthet entgegentritt. Der ihn erwartende Besuch war Riedl, den die Räthin nicht gesehen hatte, aber wohl auch nicht erkannt haben würde; denn er trug dieselbe Verkleidung, in welcher er in der Versammlung der Kinder von Zion sich eingefunden hatte. Auch Friedrich hätte ihn nicht erkannt, hätte Riedl ihm nicht die Hände entgegengestreckt und dabei lachend die Rundperücke abgenommen.

„Es ist warm", sagte er; „mußt mir schon erlauben, daß ich mir's bequem mache."

„Du hier?" rief Friedrich verwundert, indem er Riedl's Hand ergriff und wärmer schüttelte, als es vielleicht zu jeder andern Zeit geschehen wäre. Er fühlte die Herzlichkeit, mit welcher Riedl ihm die Hand geboten hatte, und das war etwas, was er gerade heute

doppelt schwer vermißte. „Sei mir gegrüßt, Tollkopf!“ fuhr er fort. „Ich sehe wohl, Du bist immer noch der Alte. Was für eine Mummerei! Du hast Deinen Beruf verfehlt; Du hättest Schauspieler werden sollen.“

„Der bin ich auch“, sagte Riedl, indem er sich setzte, als ob er zu Hause wäre, und Führer mit der Hand einlud, neben ihm Platz zu nehmen. „Du bist es nicht minder. Jeder Mensch ist ein Schauspieler; was macht denn den Schauspieler aus, als daß er absichtlich seine Person verleugnet, seinen Charakter aufgibt und einen andern darstellt, mit einem Worte, daß er etwas Anderes scheinen will, als er ist, daß er sich verstellt? Der Unterschied zwischen mir und Euch andern Schauspielern ist nur der, daß ich gestehe, einer zu sein, während Ihr es meist nicht Wort haben wollt und wohl gar in moralischer Entrüstung aufpochend an die Brust schlagt, wenn man Euch solche Falschheit zu Last legt.“

„Nun“, sagte Friedrich lächelnd, „Du wirst doch Ausnahmen zugeben?“

„Ausnahmen?“ erwiderte Riedl, während Friedrich dem Diener, welcher Wein und Imbiß gebracht hatte, zuwinkte, sich zu entfernen. „Ja, es gibt Ausnahmen. Leider, daß es so ist. Es gibt Menschen — ich glaube das irgendwo einmal gelesen zu haben — welche wie reife

Früchte von selbst aufspringen, daß man ihnen bis auf den Kern sehen kann. Aber wie durch jede Ausnahme, wird auch hier die Regel nur bestätigt und gezeigt, daß ein solcher Mensch, und wenn er zum Beispiel zehnmal Minister wäre, nicht in diese Welt des Scheins gehört, daß er mit seiner Wahrheit und Offenheit nach Utopien oder in die amerikanischen Hinterwälder verwiesen werden muß."

„Ich fühle den Stachel Deiner Rede", sagte Führer, „aber der Stich verwundet nicht; ich bin durch mein Bewußtsein dagegen gepanzert. Aber wen stellst Du denn eigentlich vor? Was beabsichtigst Du mit dieser Verkleidung? Fürchtest Du nicht in Unannehmlichkeiten mit der Polizei zu kommen?"

„Nein, wahrlich nicht", lachte Riedl. „Ich bin mit der Polizei ganz gut Freund. Was ich vorstelle? Ich bin ein Oekonom von draußen, vom platten Lande, habe mein Gut verkauft und verzehre nun meine Rente in der Stadt. Solchen Leuten sieht die Polizei nicht auf die Finger, zumal wenn der Minister so sehr liberal ist! Ueberdies bin ich Mitglied einer frommen Brüderschaft. Der Actuar, der die Fremdenliste zu führen hat, gehört ebenfalls dazu. Der hat also nicht den mindesten Argwohn gegen mich."

„Ich habe von Deinen frommen Umtrieben gehört."

„O, Du wirst noch mehr davon zu hören bekommen. Deswegen bin ich hier. Ich habe Dir Mittheilungen der wichtigsten Art zu machen, und weil ich nicht wußte, ob ich Dich treffen und sprechen könnte, habe ich sie für alle Fälle schriftlich niedergelegt.“

„Gib!“ sagte der Minister, indem er die Hand nach den Papieren ausstreckte, welche Riedl auf den Tisch legte.

„Jetzt nicht“, sagte dieser abwehrend. „Es ist zwar eine ernsthafte Sache, eine urkundliche Bestätigung, daß Du das Amt nie hättest übernehmen sollen, aber es ist keine Gefahr bei dem Verzug, es hat bis morgen Zeit. Gönne Dir selbst diese Nacht! Die Mittheilung wird Dich ernstlich beschäftigen, darum gönne mir, gönne uns beiden diese unverhoffte Stunde des Beisammenseins! Auch will mich bedünken, als bedürftest auch Du eines heitern Gesprächs, das Dich von den Geschäften des Tags, vom Treiben des Lebens und der Politik ablenkt.“

„Du magst wohl Recht haben“, sagte Führer, ohne einen Seufzer unterdrücken zu können.

„Du seufzest. Wie gesagt, Du hättest das Amt nicht übernehmen sollen. Du hättest bleiben sollen, was Du warst, der freie Mann des Wissens, der Lehrer, der echte Priester, der Pflanzer der Zukunft, der wahre

König, der Niemand als Gott verantwortlich ist, seiner Wissenschaft und sich selbst. Aber sage, was Dir ist? Deine Stirn ist ungewöhnlich umwölkt. Das haben die Geschäfte nicht gethan, dafür kenne ich Dich. Das Herz muß Dir in den Kopf gestiegen sein, denn Du hast ein Herz, und darum sag' ich zum dritten Male: Du hättest das Amt nicht übernehmen sollen. Ein Minister kann kein Herz haben. Das ist ein innerer Widerspruch."

„Du hast es getroffen", sagte Friedrich nach einigem Besinnen, „und ich sehe nicht ein, warum ich Dir die Sache nicht mittheilen sollte. Du warst ja zugegen, als meine Frau zum ersten Male in dieses Haus trat."

Riedl unterbrach ihn mit abwehrender Geberde und faßte seinen Arm. „Genug", sagte er, „ich weiß jetzt schon mehr als genug, ich weiß Alles. Ich bin kein Freund des Aberglaubens, aber als damals der Toast auf Dein häusliches Glück so unangenehm unterbrochen wurde, wollte mich's doch wie eine schlimme Vorbedeutung bedünken. Ich bin zu sehr Dein Freund, als daß ich Dich und Dein Haus ganz aus den Augen verloren hätte; ich habe zu viel Menschen im Leben kennen gelernt, um nicht auch aus der Ferne beobachten zu können. Ich weiß daher bereits, was ich von Dir erfahren soll.

Es ist eben wieder ein Exempel von der alten Nichtsnutzigkeit der Perlenfischerei."

„Was willst Du damit sagen?"

„Nun, das ist doch klar. Perlen sind etwas Seltenes, Reines, Edles. Darum hält man sie so besonders hoch und verwendet sie als einen kostbaren Schmuck. Aber das Finden hat seine Schwierigkeit. Nicht in jeder Muschel haust ein solches Kleinod, aber Jeder, der auf die Fischerei ausgeht, ist überzeugt und hofft, eine Perle zu finden. Er öffnet seinen Fang. Unter zwei- bis dreitausend soll einer hier und da eine Perle finden, alle Andern bekommen nichts als leere Muschelschalen und unsaubere, klebrige Hände."

„Du bist ein Weiberfeind", sagte Friedrich. „Ich hoffe noch immer, Alles ins Gleis zu bringen. Ulrike ist im Grunde gut, sie wird sich lenken lassen. Sie soll fort zu meiner Tante. Dadurch wird sich Alles ausgleichen."

„Ein guter Gedanke!" lachte Riedl. „Wenn noch Hülfe möglich ist, ist das der rascheste, beste Weg. Aber ich gestehe, daß ich Deine Hoffnung nicht theile, wenn sie blos auf der Güte Deiner Frau ruht; denn gut, gut sind sie alle, aber auch schwach und eitel. Da steht die Wage inne. Verhältnisse, Temperament legen ihre Gewichte nach und nach in die Schalen. Welche

davon sinken soll, das entscheidet am Ende der Zufall."

„Ein häßliches Bild!" rief Führer. „Ich will davon nichts mehr hören. Welches Recht hast Du so zu sprechen? Du kennst die Frauen nicht und verleumdest sie, wie Du die menschliche Natur selbst verzerrst."

„Je nun", sagte Riedl, „Jeder sieht mit seinen eigenen Augen. Mit fremden kann er doch nicht sehen, und durch Brillen gucken dünkt mich geradezu wie eine Fälschung. Und welches Recht ich habe, so zu reden? Eben das meiner eigenen Augen. Ich rede nach dem, was ich gesehen und erfahren habe. Wenn es Dich nicht langweilt, will ich Dir's rasch erzählen. Du kannst wohl denken", fuhr er nach dem Anzünden einer frischen Cigarre fort, „daß ich nicht immer ein Hagestolz war, nicht immer im Sinne hatte, so einsam zur Grube zu traben. O, auch ich habe jenen unsaglichen Zauber empfunden, auch ich habe die schmerzliche Feuertaufe erhalten, ohne welche kein Mensch sagen kann, daß er diesen Namen wahrhaft verdient! Ich habe geliebt und trotz meiner struppigen Locken auch geliebt zu werden geglaubt. Ich wußte wohl, daß ich kein Adonis war; ich wußte aber auch, was ich galt, ich wußte, daß ich jung, reich, ein Mensch von Aussichten war, und das Kaufmannstöchterchen, vor welchem ich

meinen Brandaltar angezündet hatte, schien sich den Weihrauch und Duft meiner Opfer ganz wohl gefallen zu lassen. Es war ein Mädchen, Freund, kaum über die Kinderjahre hinaus, eine Blondine mit den unschuldigsten Augen, mit dem Blick eines Rehs, mit dem Augenaufschlag einer Madonna, schüchtern, rein, unschuldig. Die ersten Regungen der Liebe bei ihr waren, wie Schiller sagt, der erste einweihende Silberton auf dem reinen Saitenspiel. Bei den warmen Gefühlen, mein Freund, die mich zu jener Zeit belebten — ich war damals sehr glücklich! Ich konnte den Moment, wo sie ganz die Meine werden sollte, kaum erwarten; ich zählte die Sekunden, wenn ich von ihr entfernt sein mußte, und berechnete die Minuten, bis zu welchen ich wieder zu ihr eilen konnte. Da traf es sich einmal, daß ich eine kleine Geschäftsreise über Land zu machen hatte, von der ich erst am andern Mittag zurückkehrte. Aber ich war so ganz Amoroso, daß ich meine Zukünftige bestürmte und beschwor, mir trotz dieser kurzen Trennung doch ja gewiß Nachricht an den Ort zukommen zu lassen, wo ich die Nacht zubringen mußte. Ich bat sie, mir zu schreiben, und wenn es auch nur ein paar Zeilen wären! Sie versprach es und hielt auch Wort. Ich sehe mich noch, wie der Postbote mir den Brief übergab, wie ich ihn aufbrach und dann verwundert

umdrehte; denn der Umschlag mit der Adresse trug allerdings meinen Namen, aber das Briefchen schien nicht für mich bestimmt zu sein. Weißt Du die Geschichte von Ludwig dem Strengen von Baiern? Ja? Oder vom Grafen Wetter vom Strahl im Käthchen von Heilbronn? Gut! Es war meinem Schatz gegangen wie diesen beiden, sie hatte die Briefe verwechselt. In jenem aber, den ich empfangen hatte, stand zu lesen: „Mein theurer, untrennbarer Otto!“ Ich, wie Du vielleicht weißt, heiße Christoph. „Mein häßlicher Rothkopf ist verreist und kommt erst morgen zurück. Ich erwarte Dich zur gewöhnlichen Zeit im Gartenhause. O wenn der Rothfuchs nicht auch ein Goldfuchs wäre, hätte ich ihm schon längst den Abschied gegeben, um ganz zu sein Deine ohne Dich verschmachtende Amalie.“ Ich weiß nicht, ob ich nöthig habe, Dir erst zu sagen, daß das, was ich las, mich beinahe von Sinnen brachte! Hätte ich Messer oder Pistolen zur Hand und die Schändliche vor mir gehabt, wer weiß, ob ich es nicht gemacht hätte wie der gestrenge Ludwig mit Maria von Brabant. Weil dies nicht der Fall war, fuhr ich nur mir selbst in die Haare. Da traf mein Blick zufällig den Spiegel, vor dem ich eben stand, und ich sah, daß die verschmachtende Amalie wirklich nicht so Unrecht hatte. Es sah mir aus dem Spiegel ein recht

häßlicher Rothkopf entgegen. Ich kannte den „untrennbaren“ Otto; es war ein Vetter des Mädchens, ein junges Bürschen, das aussah wie Milch und Blut, ein Ulanencadet. Mit dem konnte ich allerdings nicht concurriren. Ich kam mir selber unaussprechlich albern vor: ich lachte mich und mein Spiegelbild tüchtig aus. Das half und kurirte mich vom Zorn und von der Verzweiflung, die mir schon von fern ihre Krallen gezeigt hatte, um sie in mein Fleisch zu hauen. Ich sah die Verschmachtende nicht mehr, weil ich meinen Wohnsitz änderte, und gelobte mir heilig, nicht mehr an sie zu denken, und wenn“, fuhr er fort, indem er, sich erhebend, mit dem Weinglase anstieß und den Rest ausstürzte, „wenn mir jemals wieder im Leben die Lust ankam, auf die Perlenfischerei zu gehen, so recitirte ich mir selbst ihren Brief, und Du siehst, daß mein Gedächtniß mir bis zur Stunde noch vollkommen treu geblieben ist.“

Drittes Kapitel.

Amaryllis Belladonna.

Es war unmöglich gewesen, in der kurzen Zeit, welche zwischen der Erlassung der neuen Gesetze und der Einführung des Strafverfahrens mit Geschworenen lag, ein eigenes Gebäude dafür einzurichten. Ein altes, leerstehendes Kloster, welches die entsprechenden Räumlichkeiten darbot, wurde rasch dazu eingerichtet. Der ungeheure Büchersaal, welcher für die Sitzungen des Schwurgerichts ausgewählt wurde, bot allerdings einen sonderbaren Gegensatz zwischen dem, wozu er einst bestimmt war, und dem, was nun in ihm vorgehen sollte. An den Wänden und Fensterpfeilern standen noch die grau angestrichenen Schränke mit den Drahtgittern, aber die als Verzierung an denselben angebrachten Köpfe

der verschiedensten Art hatten nichts mehr darin zu hüten, denn die Fächer alle enthielten nichts weiter als den darin angesammelten Staub eines halben Jahrhunderts. Der weite Saal bot Raum für eine ansehnliche Menge, welche, auf leicht ansteigenden Bankreihen geordnet, wie eines Schauspiels gewärtig durcheinander drängte. Feste Schranken grenzten einen beträchtlichen freien Raum ab, aus welchem sich die Tribüne der Richter erhob, während links und rechts kleine Tischchen für den öffentlichen Ankläger und für den Schriftführer angebracht waren. Einige Stufen tiefer, die Fenster entlang, standen die Sitze der Geschworenen, gegenüber die mehr als anspruchslose Bank der Angeklagten.

Es war ein feierlicher Augenblick, als zum ersten Male die Glocke ertönte und den Eintritt des Gerichtshofs verkündete, der unter lautlosem Schweigen seine Plätze einnahm, während der erste Angeklagte den Sitz der Verbrecher bestieg. Es war Meister Rempelmann, und wer ihn früher gesehen, hätte wohl Mühe gehabt, ihn wiederzuerkennen. Die kurze Zeit der Haft und wohl mehr noch der Kummer, der Gram über seine entsetzliche Lage, die Sorge um Weib und Kind hatten ihn abgemagert; das Gesicht war eingefallen und bleich, und auch auf die Haare war es wie

leichter Reif gestreut. Als er sich der verhängnißvollen Bank nahte, schwankte er, sodaß er sich am Geländer halten mußte. Dann aber warf er einen Blick in die Höhe, es war, als ob er sich selbst zurufen wollte, sich zu sammeln und nicht zu verzagen, und in gefaßter Haltung nahm er den Platz zwischen den beiden bewaffneten Gensdarmen ein. Die Losung der Geschworenen war bald beendet, und nach förmlicher Bildung des Schwurgerichts wurde durch den Gerichtsschreiber die Anklageschrift verlesen. Mit seltenem Aufwand von Scharfsinn waren darin alle Umstände zusammengestellt, welche gegen den Angeklagten sprachen und in solcher Verknüpfung allerdings einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gewannen, daß es unmöglich schien, mit Erfolg dagegen anzukämpfen. Als das Verhör begann, hatte Rempelmann sich fast ganz wiedergefunden. Er antwortete ruhig und erzählte in einfachen Worten, wie der Unbekannte am Abend des Festes ihn und seine Familie mit Wein tractirt und ihm Geld geschenkt habe. Er erklärte der Wahrheit gemäß den Umstand mit der beweglichen Gitterstange. Er erzählte, wie ihm die Stiefel abhanden gekommen und in der verhängnißvollen Nacht plötzlich wieder auf seine Treppe gestellt worden waren. Vergeblich suchten Staatsanwalt und Präsident ihn durch ein scharfes Kreuzfeuer von Fragen

aller Art in Widerspruch mit seinen Angaben zu bringen und ihm deren innere Unwahrscheinlichkeit klar zu machen, er blieb fest dabei. „So ist es, meine Herren, und wenn unser Herrgott selbst zugegen wäre, ich kann's nicht anders sagen."

„So lasse man die Zeugen eintreten!" sagte der Präsident, und durch die ganze Zuhörerschaft ging eine flutende Bewegung und ein Sausen, wie das von Wasser, über das der Wind dahinstreicht. Durch die geöffnete Seitenthür traten der Agent Sparberger als Beschädigter und der Gärtner Schiebele mit einigen Nachbarn herein; hinter ihnen, ihren Knaben an der Hand führend, schwankte Frau Rempelmann, ihr Angesicht in einem weißen Tuche verbergend, das aber so durchweint war, daß es keine neuen Thränen mehr zu fassen vermochte und diese ihr an den Händen niederträufelten. Sie sah nicht, wohin sie geführt wurde; erst als der Präsident begann, die Bedeutung der Zeugenschaft und des zu leistenden Eides zu erklären, nahm sie das Tuch von den Augen, und der erste Blick fiel auf ihren Mann. Gleichzeitig war dieser aufgesprungen und hatte die Arme ausgebreitet, und ehe Jemand dazwischenzutreten vermochte, war sie hin zu ihm geeilt und hing mit einem Schrei des Jammers und des Entzückens an seinem Halse. Zu sprechen vermochten

beide nicht, und es bedurfte geraumer Zeit, bis sie sich so weit gefaßt hatten, einander loszulassen; denn der Staatsanwalt stellte den Antrag, daß solche Vertraulichkeit nicht geduldet werden dürfe, weil es möglich sei, daß dadurch heimliche Verabredungen stattfinden und auf den Gang der Untersuchung von nachtheiligem Einfluß sein könnten.

Nach der Beeidigung begann das Verhör der Zeugen und zwar zuerst des Beschädigten, während die übrigen wieder im Zeugenzimmer zu warten hatten, bis die Reihe an sie kam. Sparberger machte seine Angaben mit der vollen Unbefangenheit eines Geschäftsmannes, dem es leid thut, in eine solche Angelegenheit verwickelt zu sein, und der lieber einen beträchtlichen Schaden erlitten haben möchte, wenn ihm dadurch erspart würde, in solche Weitläufigkeiten verwickelt zu werden. Er bedauerte lebhaft, daß er gerade mit einem Nachbar so traurige Erfahrungen zu machen habe, den er immer als einen wackern Mann geschätzt. Er habe übrigens schon lange gemerkt, daß ihm von Zeit zu Zeit Geld abgehe, ohne daß gerade ein Einbruch stattgefunden; es hätten ihm dann und wann Bankscheine und auch baares Silbergeld gefehlt. Er leistete seinen Eid mit solcher Geberde der Aufrichtigkeit, mit einem solchen Tone der Biederkeit in jedem Worte, mit so tiefem

Beileid über das Unglück, daß ein redlicher Mann einer solchen Versuchung nicht zu widerstehen vermocht habe, daß sein Aussehen wie sein Benehmen unverkennbar einen höchst vortheilhaften Eindruck auf die Geschworenen machten. Einen desto schlimmern brachte es hervor, als Rempelmann im Vollgefühl seiner Unschuld es nicht mehr über sich zu gewinnen vermochte, ruhig zu bleiben, und ihm mehrmals heftig in die Rede fiel, sodaß er vom Präsidenten zur Ordnung gewiesen werden mußte. Als der Zeuge auf die Frage, ob er dem Angeklagten nicht Freund oder Feind, mit aller Ruhe ein schlichtes Nein gesprochen und der Präsident am Schlusse der Vernehmung die Frage gestellt hatte, was Rempelmann auf die Aussage des Zeugen zu erwidern habe, da erhob sich dieser, blickte im Saal umher und rief: „Ich habe nichts zu sagen, als daß ich unschuldig bin, und wenn ich auch keinen Eid darauf leisten darf, so ist es doch die Wahrheit. Der Herr da sagt, er sei mir nicht Freund und nicht Feind. Das mag unser Herrgott wissen und richten. Ich aber sage es aufrichtig, daß ich den Herrn, solange ich ihn kenne, nie habe ausstehen können, und wenn ich einen Menschen zum Feinde habe, so ist es der.“

Man sah, wie die Geschworenen die Köpfe schüttelten und zusammensteckten, und es half wenig, als

Rempelmann im Verlaufe hervorhob, daß er ja schon zuvor, ehe der Einbruch geschehen, Geld besessen und beim Lederhändler Bankzettel ausgegeben habe. Selbst das Erscheinen seiner Frau war nicht mehr im Stande, den üblen Eindruck völlig wieder zu vertilgen, welcher das Gemüth des unglücklichen Meisters als ein verstocktes und wohl gar tückisches erscheinen ließ, das eben darum auch wohl andern Hinterhalts fähig sein mochte. Als dann die Frau Rempelmann auf die Belehrung, daß ihr das Recht zustehe, sich ihrem Manne gegenüber der Zeugenschaft vollständig zu entschlagen, daß aber, wenn sie hiervon keinen Gebrauch mache, von ihr desto rücksichtsloser die Angabe der vollen Wahrheit erfordert werde, mit schlichten Worten und zitternder Stimme erklärte, sie wolle Alles sagen, was sie wisse, möge es nun zum Vortheil oder zum Schaden ihres Mannes sein, ging das allerdings nicht spurlos an den Geschworenen vorüber. Dennoch hatte die Geschichte von dem unbekannten Geldspender und von den entwendeten Stiefeln nach wie vor ein so unglückliches Gepräge der Unwahrscheinlichkeit und der Erfindung, daß dadurch die sonstige Glaubwürdigkeit der Zeugin wieder so gut wie aufgehoben wurde.

Die Aussage des Gärtners Schiebele gab schließlich den Ausschlag. Derselbe war wohl anfangs beklommen

und stockte, als ob er mit einem innern Hinderniß zu kämpfen hätte; mit einem Male aber war es, als ob dieses gehoben wäre. Er wischte sich wohl den Schweiß von der Stirn, sagte aber seine Angaben so rasch und sicher herab, wie man etwas Auswendiggelerntes vorträgt, oder wie eine ablaufende Uhr herunterschnurrt. Er erzählte, wie er die erbrochene Thür und den aufgesprengten Schrank gefunden, wie er dann herausgelaufen sei und die Nachbarn geholt habe, welche mit ihm die Fußspuren entdeckt und bis zum Hause und in die Wohnung des Schusters verfolgt hätten. Auf dem Tische des Gerichts lagen die verhängnißvollen Stiefel, auf deren Sohle in der Mitte ein Nagel fehlte, und die seinerzeit von den Fußspuren genommene Zeichnung stimmte aufs unwiderleglichste damit überein.

Nach diesem Ergebniß der Verhandlung war die Begründung der Anklage ohne jegliche Schwierigkeit, während andererseits dem Vertheidiger beinahe aller Stoff für seinen Vortrag benommen war. Die bisherige völlige Unbescholtenheit des Angeklagten und der Umstand, daß es wenigstens nicht unmöglich war, daß die Sache sich so verhalte, wie der Angeklagte angab, waren beinahe die einzigen Behelfe, auf die er sich zu stützen vermochte. Der Ankläger hatte seine letzte Rede damit geschlossen, daß er sich mit einer Art von

Aufforderung an die Geschworenen wendete. „Sie haben", sagte er, „eine erschütternde Scene aus einem ernsten Familiendrama vor sich gesehen und keiner von Ihnen ist sicher davon unberührt geblieben; aber Sie werden auch nicht vergessen, meine Herren, daß Sie Männer des Rechts sind, daß hier der Kopf gilt und nicht das Herz, daß Sie nach Ihrer Ueberzeugung zu sprechen haben und nicht nach Ihrem Gefühle."

Vergebens hatte der Vertheidiger das ihm gestattete letzte Wort dazu benutzt, aufs nachdrücklichste den Geschworenen ans Herz zu legen, daß ihr Ja oder Nein über Ehre und Wohlstand einer ganzen braven Familie, ja über deren völliges Sein oder Nichtsein entscheide, die kurze Zeit, während welcher die Geschworenen in ihrem Berathungszimmer verweilten, ließ erkennen, wie schnell und leicht sie über ihren Wahrspruch einig geworden waren.

Er lautete: Schuldig. Auch die Richter brauchten nicht lange Zeit, um ihren Spruch zu fällen, und verurtheilten Rempelmann zu mehrjähriger scharfer Freiheitsstrafe.

Lautlos, starr wie eine Bildsäule, vernahm der Meister das Wort, das ihn und die Seinigen für immer vernichtete. Die Frau brach ohnmächtig zusammen und mußte aus dem Saale getragen werden.

Der Präsident wendete sich zum Schlusse an Rempelmann: „Sie haben Ihr Urtheil vernommen. Haben Sie noch etwas dagegen vorzubringen?"

„Ja", erwiderte Rempelmann und trat feierlichen und festen Schrittes mitten in den leeren Raum zwischen den Zuschauern und den Richtern hin. „Ich weiß, daß ich verurtheilt bin, daß ich als ein Dieb gebrandmarkt dastehe und daß Alles nichts hilft, was ich auch noch dagegen sage. Aber dennoch hebe ich hier meine rechte Hand in die Höhe und sage: So wahr ich christlich getauft bin, so wahr unser Herrgott im Himmel lebt, so wahr bin ich unschuldig! Ich habe das Geld wirklich geschenkt bekommen, und wenn der fremde Herr, der es mir gegeben, der es so gut gemeint und mich doch dadurch so namenlos elend gemacht hat, noch lebt, so wird er vielleicht von meiner Verurtheilung hören, und darum fordere ich ihn auf, daß er sich vor dem Gerichte stelle, und wenn er es nicht thut, lade ich ihn auf den jüngsten Tag vor das Gericht Gottes."

Ein Schauder überflog die Versammlung; es lag doch etwas in Rede und Haltung des Mannes, was nicht zu dem Wesen eines Verbrechers und überwiesenen Diebes stimmte. Während er abgeführt und in einem verschlossenen Wagen nach seinem Gefängniß gebracht wurde, war im Zeugenzimmer ein Arzt mit andern Personen

um die schwer leidende Frau beschäftigt. Auch Sparberger trat hinzu, warf einen Blick der tiefsten Theilnahme auf die fast bewußtlose Frau und sagte: „Was mir das arme Weib leid thut! Ich wollte lieber vom ganzen Gelde nichts wissen, als mit ansehen, was die unglückliche Person ausstehen muß. Sorgen Sie doch, Herr Doctor, daß es ihr an nichts fehlt! Ich will gern Alles bezahlen.“

Auch der Gärtner Schiebele trat, als sie etwas zu sich kam, schmeichelnd zu ihr. „Sei die Frau nur wohlgetröstet!“ sagte er heuchlerisch. „Sie muß sich eben in das Unvermeidliche finden, sie muß den schlechten Mann vergessen, der Schande und Spott über sie gebracht hat. Es wäre am besten für ihn und sie, wenn er gar nimmer herauskäme aus dem Zuchthause. Ein so junges, sauberes Weibchen braucht sich darum noch nicht zu Tode zu kränken; das hat ganz andere Aussichten, wenn es nur will.“

Er vollendete nicht, sondern sprang mit einem Satz gegen die Wand zurück, um sich scheu zur Thür hinauszudrücken; die Schusterin war aufgesprungen, als wenn sie gar nie eine Schwäche empfunden hätte, und hätte er seine Flucht nicht so rasch bewerkstelligt, war es sicher um die Augen des Heuchlers geschehen.

Die Verhandlung hatte bei der Einfachheit der Sache

nur einige Stunden gedauert. Für den Nachmittag war daher ein anderer Fall angesetzt, und beinahe Niemand verließ den Saal. Alles wollte abwarten, bis die kurze, den Richtern und Geschworenen zur Erholung gegönnte Pause vorüber sein würde; versprach doch der zweite Fall ein noch weit packenderes Schauspiel, als der erste gewesen. Die Anklage galt dem Wirthe Moser zum rothen Stern, welcher der Brandstiftung an seinem eigenen Hause beschuldigt war. Wie bei Rempelmann war es lediglich eine Menge kleiner Anzeichen und Verdachtsgründe, welche die Verweisung der Sache vor die Geschworenen veranlaßt hatte; dennoch boten die beiden Angeklagten schon in ihrer Erscheinung einen ganz entschiedenen Gegensatz. War Rempelmann anfangs angegriffen und leidend erschienen, so hatte dies doch nur für die ersten Augenblicke Stand gehalten. Die meiste Zeit über war er im Gefühle der Unmöglichkeit, den Verdacht von sich abzuwälzen, in starker Erregung, und sein auffahrendes Wesen, seine heftige Redeweise mochten wohl für die Unruhe eines bösen Gewissens angesehen werden. Moser dagegen erschien und blieb völlig gefaßt und beinahe gleichgültig, als ob ihn die Sache gar nicht beträfe. Mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen, die Lippen bewegend, als ob er ein Gebet spräche, erschien

er im Saale, verneigte sich mit Anstand nach allen Seiten und setzte sich so gelassen auf die Anklagebank nieder, als wäre er in seiner Schenke und die Gensdarmen neben ihm ein paar Gäste, welche er zu bedienen hätte. In gleicher Weise antwortete er auch auf die Anklage und wußte die einzelnen Verdachtsgründe wo nicht zu beseitigen, doch um ein Bedeutendes an ihrer Wucht zu verringern. Auf den ersten Anblick mußte der Umstand sehr bedenklich erscheinen, daß er sich in schlimmen Vermögensverhältnissen befunden und außer Stande gewesen sein sollte, sein Anwesen und Geschäft länger zu behalten. Er wußte das aber dadurch zu widerlegen, daß ihm nicht nachgewiesen werden konnte, er sei irgendwo seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen, habe seine Zinsen nicht entrichtet oder Geschäftsschulden nicht bezahlt. Allerdings hatte sich bei all diesem mancher Anstand ergeben, er war viel überlaufen worden, und überall waren kleine Reste stehen geblieben, aber im Ganzen gestaltete sich das Bild seiner Lage doch nicht so ganz ungünstig.

„Ich bin nicht so schlecht gestanden, als es schien", sagte er, „und als ich mir selbst den Schein gegeben habe. Ich hätte die meiste Zeit gleich zahlen können, aber es brachte mir mehr Nutzen, wenn ich das Geld einige Wochen oder Monate länger in der Hand be-

hielt; dann konnte ich es noch ein paar Mal umkehren und noch ein kleines Geschäft damit machen. Es war mir ganz recht, wenn mich die Leute für ärmer hielten, als ich war; denn daß ein solches Unglück kommen würde, daran hatte ich nicht gedacht. Auf diese Weise hatte ich mir eine hübsche Summe erhaust und hatte sie in Papier umgewechselt, das ich nirgends sicherer verwahrt glaubte als im Zimmer meiner Tochter; aber da ist es eben mit allem Andern in Rauch aufgegangen."

Den Umstand, daß er kurz vorher die Versicherungssumme seines Anwesens um das Doppelte erhöht hatte, wußte er einfach dadurch zu erklären, daß ein in der Nachbarschaft entstandener, aber glücklicherweise schnell wieder unterdrückter Brand ihm die Möglichkeit einer solchen Gefahr recht nahe gelegt und ihn veranlaßt habe, lieber ein Opfer zu bringen.

Die Beschuldigung, als habe er werthvolle Sachen vor dem Brande ausgeräumt und beiseite geschafft, zerfiel von selbst; denn der Zeuge, bei dem dieselben aufbewahrt waren, mußte bestätigen, daß das schon vor mehr als einem halben Jahre geschehen war. Moser gab an, er habe damals die Absicht gehabt, einige Bauveränderungen vorzunehmen, und war im Stande, diese Absicht auch durch den Maurer, mit dem er darüber

gesprochen, zu beweisen. Er hatte wegen der fremden Leute, die bei einem solchen Anlaß ins Haus kommen mußten, sein weniges Silberzeug und sonstige Werthsachen einem guten Freunde zur Aufbewahrung übergeben. Der Bau sei dann zufällig unterblieben, und weil er die Sachen doch nicht gebraucht und gut aufgehoben wußte, seien sie eben bei dem Bekannten liegen geblieben.

Der schwerste Verdachtsgrund lag in dem Umstand, daß das Feuer in einem abgelegenen und unbenutzten Gemache entstanden zu sein schien, zu welchem Niemand als er den Schlüssel besessen. hatte, sowie daß er während des ganzen Brandes nirgends zu sehen gewesen, und als er endlich im Gärtchen an der Rückseite zum Vorschein gekommen, sich in höchst auffallender und verdächtigender Weise benommen habe. Die erste Beschuldigung widerlegte sich aber sehr natürlich und ungezwungen dadurch, daß der Doppel- oder Hauptschlüssel zu allen Räumlichkeiten des Hauses, insbesondere auch zu dem fraglichen Gelasse sich für besondere Fälle in den Händen seiner Tochter befunden, daß diese, welche leider manchmal sich in etwas gestörtem Geisteszustand befinde, das Licht nicht immer mit gehöriger Vorsicht verwahrt habe und daß er einige Male mit ihr deswegen Verdruß gehabt; das Mädchen habe ihm über-

haupt große Sorge gemacht. Für den letzten und allerdings gewichtigsten Umstand lag der Hauptbeweis in der Aussage Huber's, der als Zeuge erschien und den bei Mariens Rettung verwundeten Arm noch in der Binde trug. Er erzählte, wie er den Wirth getroffen, wie er mit Mühe endlich den Aufenthalt des Mädchens aus ihm herausgenöthigt und wie er dann noch eben recht gekommen sei, sie vor dem Einsturz aus dem brennenden Hause zu tragen.

Nach Huber's Vernehmung erhob sich der Vertheidiger des Wirthes, ein hagerer, ältlicher Mann mit klugem, feingeschnittenem Gesichte und einer hohen Stirn, auf welcher scharfes und klares Denken seine tiefen Linien eingeprägt hatte. Das lange, ergraute Haar war über die Schläfe zurückgescheitelt, die ganze Erscheinung und das Benehmen des Mannes hatten etwas von dem Wesen eines Predigers an sich. „Die Herren Geschworenen“, begann er, „sowie der gesammte hohe Gerichtshof werden mit mir die Ueberzeugung theilen, daß der Aussage dieses Zeugen eine besondere Wichtigkeit zukommt, sie fordert daher eine nähere Beleuchtung heraus. Ich bitte demnach um die Erlaubniß, dem Zeugen einige Fragen zur Beantwortung vorlegen zu dürfen. Wo haben Sie“, fuhr er dann gegen Huber gewendet fort, „während des Brandes das Mädchen

gefunden und in welchem Zustand befand sich dasselbe?"

„In einer Kammer des zweiten Stockwerks", erwiderte Huber unbefangen, „welche wenig benutzt wurde und worin sich meist nur altes Gerümpel befand."

„Doch befand sich auch ein Bett in dieser Kammer? Es war die gewöhnliche Schlafstelle des Mädchens?" fragte der Vertheidiger.

„Ja."

„Man kann sich vorstellen, daß das brennende Haus überall voll erstickenden Rauchs war. Es mußte wohl sehr schwer sein, sich darin zurechtzufinden?"

„Gewiß", sagte Huber rasch. „Wer nicht genau damit bekannt war, hätte sich unmöglich zurechtgefunden."

„Sie geben also zu", sagte der Vertheidiger mit raschem Seitenblick nach den Geschworenen, „daß Sie eine solche genaue Kenntniß des Hauses hatten. Wollen Sie aufklären, wie das kommt?"

„Sehr einfach", entgegnete Huber mit einem Anflug leichter Verwirrung. „Ich bin im Hause sehr viel aus und ein gegangen; das ist in einem Wirthshaus wohl natürlich."

„Gewiß; aber der Weg der Gäste in einem Wirthshause pflegt sich in der Regel auf die Schenk- und Zechräumlichkeiten zu beschränken. Die fragliche Kam-

mer aber befand sich, wie Sie sagen, im zweiten Stockwerk und gehörte offenbar zu den Familiengelassen."

„Ich bin auch nicht blos als Gast in das Haus gekommen, sondern war seit vielen Jahren in demselben gut bekannt, schon zu der Zeit, als die Wirthin noch lebte."

„Es will verlauten", sagte der Vertheidiger lauernd, „daß Sie in nähern Beziehungen zu der Tochter gestanden?"

„Ich weiß nicht, Herr, was Sie damit sagen wollen; aber ich hatte die Absicht, die Tochter zu heirathen."

„Sie standen also mit ihr in einem Liebesverhältniß?"

„Das nicht. Zu einem Liebesverhältniß gehören ihrer zwei, und die Marie hat von mir nichts wissen wollen."

„Warum das?"

„Das weiß ich nicht. Sie hat es mir nie gesagt. Sie sagt, das sei ein Geheimniß, das sie nicht verrathen dürfe."

„Und wußte der Vater, der jetzt hier vor Ihnen auf der Anklagebank sitzt, um diese Ihre Absicht und war er damit einverstanden?"

„Er wußte darum, aber er wollte es nicht leiden."

„Darum sind Sie ihm wohl sehr abgeneigt?"

„Nein“, erwiderte Huber offen. „Wenn ich mir einen Freund aussuchen wollte, so wäre der Wirth allerdings vielleicht der letzte, den ich mir wählte; das kommt aber auf den Gusto an. Feind war ich ihm darum nicht, und ich denke, wenn nur die Marie gewollt hätte, würde er zuletzt auch wohl ja gesagt haben.“

„Sie haben das Mädchen ohne Zweifel öfters besucht; vielleicht auch heimlich, das heißt, ohne Wissen des Vaters?“

„Ich bin mehrmals zu ihr in die Küche gekommen.“

„Nach dem Plan des Hauses war die Küche von außen abgeschlossen und nur von der Stube her zugänglich. Wie konnten Sie also ohne Wissen des Vaters dahin gelangen?“

„Ei“, lachte Huber, „ich bin eben durch das Fenster gestiegen. Das Fenster führt in den Hof hinaus, und nur ein einziges Mal —“ Er hielt inne.

„Nun, Sie stocken?“ rief der Vertheidiger. „Ich mache die Herren Geschworenen aufmerksam, daß der Zeuge offenbar zurückhält.“

„Ich halte mit nichts zurück“, sagte Huber. „Ich habe nichts Unrechtes gethan. Ein einziges Mal, wollte ich sagen, an dem Abend, wo das Fest wegen der neuen Gesetze gefeiert wurde, war Marie in der Schenk-

stube nicht zu sehen, und da auch das Fenster verriegelt war, und ich besorgte, es möchte ihr ein Leid geschehen sein, bin ich auf die Hofmauer geklettert und habe mich durch den Schornstein herabgelassen."

„Sie sehen, und ich bitte, es festzuhalten", rief der Vertheidiger triumphirend, „bis zu welchem Grade der Zeuge mit der Oertlichkeit des Hauses und mit dem Mädchen vertraut sein mußte. Und wie fanden Sie das Mädchen in dem Gemache? Lag es zu Bette?"

„Nein. Ich rief mehrmals ihren Namen, und da keine Antwort erfolgte, versuchte ich zu öffnen. Die Thür war verschlossen, und ich machte mich schon daran, sie einzustoßen, als ich bemerkte, daß der Schlüssel im Schlosse steckte und zu meinem Erstaunen von außen umgedreht war."

Die Geschworenen sahen einander staunend an und nickten sich zu.

„Ich öffnete", fuhr Huber fort, „und fand Marie im Nachtkleid und halb todt neben dem Bette auf dem Boden. Den Kopf hatte sie unter die Decke gesteckt, vermuthlich um sich vor dem Ersticken zu sichern; denn der Rauch und Qualm kam schon durch alle Ritzen und durch den Fußboden hereingedrungen. Es galt da kein langes Besinnen. Federleicht, wie sie war, nahm ich sie über die Schulter und trug sie herunter."

„Sie haben angegeben", sagte der Vertheidiger, „der Schlüssel habe von außen im Schlosse gesteckt. Das wird wohl ein Irrthum sein. Es wäre auffallend, daß Sie gerade das so genau bemerkt haben wollen. Gewiß waren Sie nicht bei so kaltem Blute, um derlei Beobachtungen machen zu können. Das Schloß war vermuthlich gar nicht abgesperrt und öffnete sich nur nicht gleich auf den ersten Druck, wie das wohl öfter vorkommt.

„Nein, nein", rief Huber eifrig, „das weiß ich ganz genau! Das schlägt in meine Profession ein, und in solchen Dingen irre ich mich nie. Der Schlüssel steckte im Schloß und war zweimal herumgedreht. Marie war eingesperrt. Es war mir allerdings zu Muthe, als wenn ich das Fieber hätte; aber ich habe doch gewußt, was ich sehe und thue."

„Seltene Geistesgegenwart", bemerkte der Vertheidiger ironisch. „Ich wünsche, daß Sie selbe nie verlieren mögen. Und nun noch eine letzte Frage. Sie haben sich als Katholiken bezeichnet und haben ihren Zeugeneid als solcher geleistet. Es will aber verlauten, daß Sie mit Ihrer Kirche zerfallen sind und sich den Ansichten der freien Gemeinde zuneigen?"

„Das ist nicht wahr."

„Doch sollen Sie erst vor wenigen Tagen bei einem

öffentlichen Anlaß die Freigemeindler aufs wärmste in Schutz genommen und sogar Ihre Glaubensgenossen mit Thätlichkeiten bedroht haben."

„Auch das ist nicht wahr. Ein Haufen ungebildeter Menschen — ob es meine Glaubensgenossen waren, weiß ich nicht — wollte die Freigemeindler, von denen ich nicht einen einzigen kenne, im Begräbniß eines ihrer Angehörigen stören. Das schien mir ein Unrecht zu sein, und Unrecht vertrag' ich nicht. Wo ich ein solches sehe, da leide ich's nicht, da muß ich dazwischenfahren. Das ist so meine Art."

„Da werden Sie viel zu thun finden, mein Freund", sagte der Vertheidiger. „Ich habe nichts mehr zu fragen und betone nur, daß der Zeuge jedenfalls eine bedenkliche Gleichgültigkeit in Beziehung auf religiöse Anschauungen an den Tag gelegt hat, daß also seine Aussage und der daraufhin geleistete Eid hiernach wohl mit doppelter Vorsicht ins Auge gefaßt werden muß."

„Herr", rief Huber auffahrend, „was unterstehen Sie sich?"

Der Vorsitzende unterbrach ihn jedoch und rief: „Ich entziehe dem Zeugen das Wort. Sie haben zu schweigen und nur zu reden, wenn Sie gefragt werden."

Nach all diesem fiel der Schwerpunkt der Sache immer mehr und mehr auf die Aussage Mariens. Der

vorgerufene Gerichtsarzt erklärte, er habe dieselbe mehrfach beobachtet; sie sei ihm als fallsüchtig bezeichnet worden, er habe dies jedoch nicht finden können, vielmehr scheine sie ihm von tiefer Melancholie befangen, welche zeitweise in förmliche Geistesstörung übergehe. Er habe das Mädchen vor dem Brande nicht gesehen. Nach Angabe ihrer Angehörigen habe sich ihr Zustand seitdem sehr verschlimmert und sei erst jetzt in die völlige Verlorenheit übergegangen, vermöge deren sie die meiste Zeit wie bewußtlos und blöde vor sich hinstarre. Dennoch halte er sie für vernehmbar, und nach seiner Ansicht könne, da die Erschütterung des Schreckens diesen Zustand hervorgebracht habe, vielleicht die Erschütterung durch das ungewohnte Erscheinen vor der Oeffentlichkeit eine ähnliche Wirkung hervorbringen und ein lichtes Intervall veranlassen.

Wäre in dem dichtgedrängten Saale eine Nadel zu Boden gefallen, man hätte sie gehört, so tiefe Stille herrschte, als Marie, von einer Magd geleitet, eintrat. Sie war in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung, nicht ohne Sorgfalt angezogen und hielt sich fest am Arme der Magd, welche sie führen und beinahe nach sich ziehen mußte. Ihre Augen starrten unbeweglich vor sich hin, das Gesicht war völlig bleich und blutlos wie das einer Todten, was durch das dunkle Haar noch

mehr hervortrat, und mancher Lippe entrang sich bei ihrem Anblick ein Seufzer, manchem Munde ein leises Wort des Bedauerns. „Wie schade“, murmelte das Volk, „ein so schönes Mädchen und solches Unglück!“ Sie ward in die Mitte geführt, und der Vorsitzende redete sie an. Aber er sowohl als der Arzt und der Staatsanwalt versuchten vergebens, ihr ein Wort oder ein Zeichen der Besinnung abzugewinnen. Sie blieb stumpf wie eine lebende Bildsäule.

„Lassen Sie mich mit ihr reden!“ sagte Huber vortretend. „Sie kennt meine Stimme; vielleicht bringe ich sie zurecht.“

„Dagegen muß ich Verwahrung einlegen“, rief der Vertheidiger rasch. „Die Gefahr eines geheimen Einverständnisses liegt zu nahe.“

Der Präsident war derselben Ansicht und befahl, die Zeugin hinwegzubringen, welche nur geeignet sei, die Verhandlung im Verlaufe zu stören. Es geschah. Noch einige Zeugen wurden vernommen, welche bestätigten, wie Moser bei der Rettung seiner Stieftochter sich benommen, und daß er seine Freude darüber so laut ausgesprochen habe, daß an deren Aufrichtigkeit nicht gezweifelt werden könne.

All diesem gegenüber fühlte die Anklage selbst den Boden unter sich unterwühlt, und das Geschäft des

Vertheidigers wurde um so leichter, zumal als die Leumundserhebungen für Moser sehr glänzend ausfielen und ihn als einen stillen Mann bezeichneten, welcher nur für sich lebe, fleißig die Kirche besuche und Mitglied mehrerer frommen und wohlthätigen Vereine sei. Die Geschworenen kamen schon nach wenigen Augenblicken zurück, diesmal mit einem freisprechenden Wahrspruch, wie nach dem Gange der Verhandlung wohl Niemand anders erwartet hatte. Ein Summen der Befriedigung schwebte über der Versammlung. Der Angeklagte allein blieb ruhig wie zuvor. Er wendete sich gegen die Wand, als wollte er sein Gesicht und seine Gefühle verbergen; aber es war deutlich genug zu sehen, wie er die Hände erhob und zu beten schien.

Die Richter traten in ihr Berathungszimmer. Inzwischen war der Abend angebrochen, die Gaslampen über dem Tische des Gerichtshofs sowie die Hängeleuchter im Saale waren angezündet, brannten aber tief herabgeschraubt und verbreiteten nur eine sehr geringe Helle. Als das Glockenzeichen das Wiedererscheinen der Richter verkündete, eilte Alles wieder an seinen Platz; die Zeugen, die sich auf einige Augenblicke wegbegeben hatten, kamen zurück, unter ihnen auch Marie, die regungslos und stumpf wie zuvor auf der Zeugenbank längs der Schranken, dem Angeklagten hart gegenüber, Platz nahm.

Jetzt traten die Richter ein, und der Vorsitzende verkündete das freisprechende Urtheil. Er wollte mit der Vorlesung der Entscheidungsgründe beginnen, aber es war zu dunkel zum Lesen. Er befahl daher das Gas höher aufzuschrauben, und im nächsten Augenblicke flammte plötzliche Helle durch den Saal, nicht unähnlich dem Zucken des Blitzes oder einer schnell und plötzlich auflodernden Feuerflamme. Ein wilder Schrei unterbrach die Vorlesung; er kam von Marie; der plötzliche Lichtstrom hatte sie geblendet und aus ihrer Erstarrung geweckt. Zugleich mit dem Lichte hatte sie den Wirth gewahrt und stand nun aufgerichtet da, mit ausgestreckter Hand starr auf ihn deutend. „Feuer!" schrie sie in markerschütterndem Tone der Angst, „Feuer! Da ist er mit dem brennenden Span! Der rothe Sternwirth kommt, er zündet das Stroh an. Heilige Maria, es brennt! Er dreht den Schlüssel im Schlosse — Hülfe! Hülfe! Er läßt mich nicht hinaus; er will, daß ich mit verbrennen soll!"

Ein Grauen durchlief die Versammlung. Weder Staatsanwalt noch Vertheidiger fanden ein Wort. Der Angeklagte allein schien seine Ruhe behaupten zu wollen und warf kalte, giftige Blicke nach der Wahnsinnigen. „Da sehen die Herren selbst", sagte er. „Sie hat ihren Zustand wieder."

Durch die Worte und die Stimme des Wirthes wurde Marie erst vollends aus ihrer Erstarrung gerissen. Sie stürzte zu der Anklagebank hin und warf sich vor derselben auf die Kniee. „Sternwirth", schrie sie, „sperr' mich nicht ein in dem brennenden Hause, laß mich nicht verbrennen! Laß mich hinaus! Ich will Alles thun, was Du verlangst. Mutter! Mutter!" kreischte sie wieder, indem sie in entsetzlicher Angst sich am Boden krümmte, „hilfst Du mir denn nicht? Ach ja, da bist Du ja. Siehst Du, Sternwirth, dort steht sie, dort im Winkel! Sie droht Dir, sie hebt die Hand auf! Siehst Du den blutigen Streifen an ihrer Stirn?" Aufschreiend und wie mechanisch die Hände an das Herz pressend, schlug sie in hartem Zusammensturz zu Boden.

„Man bringe die Wahnsinnige hinweg!" sagte der Präsident ernst und las, als es geschehen war, mit feierlicher Stimme das Urtheil zu Ende. „Sie sind freigesprochen", sagte er am Schlusse zum Angeklagten, „und können ungehindert den Saal verlassen. Der Wahrspruch der Geschworenen ist unumstößlich. Wegen dieser That wird Niemand auf Erden Sie mehr zur Rechenschaft ziehen. Was wir außerdem hier mit angesehen und gehört haben, haben Sie mit Ihrem Gewissen auszumachen und mit dem ewigen Richter."

Wie ein vom Regen angeschwellter Bach stürzte die Menge sausend und tosend in die eingebrochene Nacht hinaus. Niemand achtete auf Moser, der sich hastig im Gedränge verlor. Huber blieb bei Marie zurück, bis sie in ein benachbartes Haus gebracht und auf ein Bett gelegt ward, wo sie sofort in todtenähnlichen Schlaf versank. Vergeblich hatte der Arzt einige Belebungsmittel versucht; er erklärte, daß er nichts Anderes anzurathen wisse als Ruhe; alles Weitere sei der Natur zu überlassen.

Er hatte richtig geurtheilt. Die vollständige Stille, welche die Kranke umgab, wirkte bald so sehr auf sie, daß sie zu sich kommend die Augen öffnete, um sich blickte und einen schwachen Versuch machte, sich zu erheben.

„Willst Du etwas, Marie?" fragte Huber, der neben dem Lager saß, leise. „Erschrick nicht! Ich bin bei Dir."

Sie sah mit klaren Augen und dem überquellenden Blicke der innigsten Liebe in das schmerzbewegte Antlitz des Burschen und streckte ihm schwach ihre Hand entgegen, die er eifrig ergriff und küßte. „Du bist bei mir, Du treues Gemüth?" flüsterte sie. „Ach, warum kann ich nicht immer bei Dir bleiben!"

„Du kannst", erwiderte Huber leise, „wenn Du nur willst. Nach dem, was heute geschehen, kannst Du un-

möglich wieder in das Haus Deines Stiefvaters zurückkehren. Du weißt, was ich denke, Marie. Ich hab' es Dir oft gesagt. Sage ja, und in acht Tagen bist Du für immer bei mir, als mein Weib."

Sie sah ihn mit einem innigen Lächeln der Zärtlichkeit an. „Ich fürchte den Wirth nicht mehr", sagte sie, „aber mit der Furcht hat auch die Hoffnung ein Ende. Was zuletzt geschehen ist, hat mir das Herz gebrochen. Es wird nicht mehr lange währen mit mir. Bleibe bei mir, Martin, bis es vorüber ist! Ich spür's es wird gar nicht mehr lange dauern."

„Das ist nicht möglich", sagte Huber, seinen Schmerz gewaltsam bezwingend. „Du mußt Dir so etwas nicht einbilden. Wenn Du nur erst in einem andern Hause und bei andern Leuten bist, dann wirst Du schnell gesund und wieder fröhlich werden. Sei nicht so trübsinnig, sei vergnügt und mache nur, daß Du gesund wirst, und wenn Du mich denn doch nicht lieb haben kannst, so sollst Du auch von mir kein Wort mehr davon hören."

„Ich Dich nicht lieben!" sagte sie mit einem so herzlichen Tone, daß aller Zweifel in sich selbst ersterben mußte.

„Und wenn Du mich liebst, warum bist Du doch so gegen mich?"

„Weil ich Deiner nicht werth bin, Martin“, sagte sie mit Anstrengung; „weil Du ein braves, ordentliches Weib verdienst. Jetzt, da es zum Ende geht, darf ich Dir wohl Alles sagen. Du wirst mich deswegen nicht ganz verdammen, und vielleicht wird es Dein Leidwesen geringer machen, wenn Du Alles weißt. Du erinnerst Dich wohl noch, wie meine Mutter den Sternwirth heirathete. Ich war ein aufgeschossenes Mädel, ein blutjunges Ding von kaum fünfzehn Jahren, als ich mit ihr ins Haus kam. Du weißt auch, wie die Heirath schlecht ausgefallen ist, und wie sich's gar bald zeigte, daß der Wirth meine Mutter nur wegen ihres Geldes geheirathet hatte.“

Huber nickte mit trauriger Zustimmung.

„Es gab bald“, fuhr sie fort, „nichts als Zank und Unfrieden; alle Tage wurde gestritten und geschlagen. Je wilder aber der Wirth gegen die Mutter war, desto freundlicher und zuthulicher war er gegen mich, die ich in meiner Unschuld an nichts Arges dachte. Und manchmal, wenn ich zu Bette ging, kam es über mich wie ein furchtbar schwerer Schlaf, dessen ich mich nicht erwehren konnte, und in dem Schlafe kamen mir abscheuliche Träume, und wenn ich dann wach wurde, war es mir ums Herz so beklommen, und mein Kopf war so schwer, ach so schmerzlich schwer! Und einmal nach einer sol-

chen Nacht da war es, daß sich zuerst die Krämpfe einstellten, und wieder einmal da wurde ich plötzlich wie von einem ungeheuren Schrecken wach und sah den Wirth noch eben rasch aus meinem Zimmer schleichen. Da fiel es mir erst ein, daß er mir allemal, wenn ich einen schweren Schlaf hatte, zuvor mit Schmeicheln zugesetzt und nicht geruht hatte, bis ich einen Trank, den er mir gab und der für meinen Zustand helfen sollte, zu mir genommen hatte. Ich ahnte nicht, was geschehen war, aber ich sagte Alles meiner Mutter. Außer sich, stellte sie ihn darüber zur Rede. Es kam zu einem heftigen Streite, in dem er ihr das Beil an den Kopf schlug, daß sie schwer verwundet war. Sie ist so lange gelegen und hat den Leuten immer gesagt, sie sei gefallen und selbst in die Schneide des Beils gestürzt. Ich aber war ein elendes Geschöpf, das vor sich selber ausspeien möchte, und in dem elenden Zustande bin ich seitdem geblieben, und es ist jeden Tag ärger geworden. Gott sei Lob und Dank!" fuhr sie nach einer Pause der Erschöpfung fort, während Huber sein Gesicht auf ihre Hand niederbeugte, „es geht zu Ende. Meine gute Mutter hat's endlich erbitt' beim lieben Gott. Verachte mich nicht, Martin, und jetzt, jetzt kann ich Dir's ja sagen, daß ich Dich lieber habe als mein Leben und daß es meine größte Glück-

seligkeit gewesen wäre, wenn ich Dir ganz hätte angehören können! Aber es ist besser so. Du wirst Dich beruhigen, es wird und muß Dir noch recht gut gehen im Leben, und daß Du mich nicht ganz vergessen wirst, das weiß ich."

„Nie, nie!" schluchzte Huber, der seine Ergriffenheit nicht mehr zu bemeistern vermochte. „Nimm Dich nur zusammen, Marie! Du lebst noch; also ist auch noch Hoffnung. Stirb nicht! Bleib' bei mir! Ich will Dich nur noch lieber haben."

Marie erwiderte nichts; eine plötzliche, außerordentliche Schwäche ergriff sie, sodaß sie kaum mehr zu lispeln vermochte. „Es ist zu spät", sagte sie kaum hörbar. „Ich bin bald erlöst. Laß mir Deine liebe, treue Hand!" fuhr sie fort, indem sie dieselbe zwischen ihre beiden Hände faßte. „So will ich sterben." Sie schloß die Augen, während ihre abgemagerten Finger sich fest um Martin's Hand preßten; sie zuckte nicht mehr und lag regungslos.

Huber winkte unwillig gegen die Thür, als dieselbe sich öffnete und die Frau, bei welcher Marie schnell untergebracht worden war, eilig hereintrat.

„Schon wieder was Neues!" rief sie. „Ich weiß gar nicht, ob ich es sagen soll."

„Was denn?" entgegnete Huber ungehalten.

„Es kam gerade einer vorbeigelaufen", sagte die Frau mit gedämpfter Stimme, „der hat die Neuigkeit mitgebracht. Der Moser, der Sternwirth, wie er vom Schwurgericht weg ist, ist er geraden Wegs in seine Wohnung gelaufen, hat einen Strick genommen und hat sich aufgehängt."

„Still!" rief Huber. „Sie soll davon nichts mehr hören. Kniet lieber nieder und betet für sie um einen leichten Todeskampf!"

Die Frau folgte. Auch Andere kamen in die Stube herein und thaten desgleichen; aber das Gebet war nicht mehr nöthig. Der Todeskampf war schon überstanden; unmerklich hatte die gequälte Seele sich befreit. Bis tief in die Nacht saß Huber noch am Bette, und erst gegen Morgen zog er seine Hand aus ihren erkalteten, starr gewordenen Händen und legte dieselben kreuzweise zusammen über die endlich ruhende Brust.

Unweit der Landesgrenze fuhr einige Tage später eine bequeme, offene Reisekalesche auf der Straße dahin. Das wenige Gepäck, das der Reisende bei sich führte, die sichtbare Eile, mit welcher der Postillon die vier Pferde zu immer erneuertem Laufe antrieb, zeigten, daß das Geschäft des Reisenden ein sehr dringendes sein mußte. Der Reisende war Friedrich.

Sein Angesicht war sorgenvoll; wohl hing sein Auge an der herrlichen Landschaft, welche sich vor ihm mit aller Pracht des an die Gebirge sich anlehnenden Vorlandes entfaltete, aber er schien es nicht zu gewahren, wie schön zwischen den anmuthig ansteigenden Hügeln und Wäldern der Spiegel eines Sees hervorleuchtete, wie darüber in blauem Duft die Berghäupter immer höher und höher, immer ernster und gewaltiger emporstiegen; es war mehr, als ob er ungeduldig die Entfernung messe, die ihn noch von seinem Ziele trennte.

Es ging eben eine kleine, waldige Anhöhe hinan. Der Postillon ließ die Pferde ausschnauben und deutete mit der Peitsche nach einer kleinen, bewaldeten Anhöhe hin, auf welcher aus dunklem Walde Thürme und Mauern emporstiegen. „Sehen Sie dort", sagte er, „das ist schon der Thurm von St.-Wendelin. Es geht jetzt bergab; dann wird der Weg besser. In einer halben Stunde sind wir dort."

Friedrich richtete sich auf und blickte scharf in der angedeuteten Richtung hin. Er nickte dann zustimmend und begann sich zurecht zu machen, wie Jemand, der sofort eine wichtige Angelegenheit zu ordnen vorhat. Bald schimmerte durch die mächtigen Stämme des Tannenwaldes der kleine See, aus dessen dunkelgrüner Flut der burggekrönte Hügel emporstieg, und es währte

nicht lange, bis der Kutscher an einem kleinen Stege anhielt, welcher den in einen schmalen Kanal zusammengedrängten See überbrückte. „Wenn's der Herr so eilig hat, wie es scheint", sagte er, „so kommen Sie hier um eine halbe Stunde früher ins Schloß. Sie können durch die englischen Anlagen und den Garten hineingehen. Die Straße macht einen weiten Umweg im Bogen. Wenn Sie hier aussteigen und über die Brücke gehen, will ich langsam mit dem Wagen ans Schloßthor nachfahren."

Friedrich schien dieser Vorschlag gelegen zu kommen. Er stieg aus und schritt über die Brücke; ein spitzbogiges Thürchen in der hohen, zackengekrönten Mauer, welche die ganze Burg umgab, führte in ein dichtes Baumgehege von lauter alten Stämmen, die ganz das Ansehen eines dichten Waldes hatten, um so mehr, als sie in die Runde gezogen waren, sodaß kein Ende davon abzusehen war. Darunter streckte sich ein schöner grüner Waldesrasen, auf welchem stattliche zahme Hirsche weideten. Mit Mißvergnügen erkannte Führer jedoch sehr bald, daß er nicht eben wohlgethan, einen unbekannten Waldweg einzuschlagen, der, durch verschlungenes Dickicht führend, ihn nöthigte, aufs Gerathewohl zuzugehen. Schon wollte ihm der Unwille darüber zu Kopfe steigen, als er die Töne einer singenden Männerstimme

vernahm und der Park sich mit einem Male auf eine grüne Rasenfläche öffnete, an deren Rändern hier und da Blumengruppen gezogen waren.

Ein alter Mann in grüner Gärtnerschürze stand mit der Harke davor und war beschäftigt, allerlei Pflanzen und Blumen, die er in einem Korbe nebenbei stehen hatte, ins freie Land umzusetzen. Dabei summte er undeutlich singend vor sich hin, daß nichts zu erkennen war als der wiederkehrende Schlußreim eines Volksliedes der einfachsten Art.

Er unterbrach sich, als er Führer gewahrte. „Guten Tag, Herr!" sagte er. „Wie kommen Sie denn von da her? Das ist seltsam! Sie sind fremd und wissen doch diesen Eingang?"

Führer erzählte, wie es gekommen, und bat den Alten, da er dringend mit Seiner Durchlaucht zu sprechen habe, ihn sofort zu melden; er gehöre zum Hofe und sei eigens dem Fürsten nachgereist.

„Gern, Herr! Sogleich, Herr!" sagte der Gärtner. „Nur da den einen Blumenstock lassen Sie mich noch versetzen! Er ist schon ausgehoben, und bis ich etwa zurückkäme, könnte er Schaden leiden. Es ist ein gar rares Exemplar, wie Sie vielleicht noch keins gesehen haben."

„So bitte ich zu eilen", sagte Friedrich etwas un-

geduldig. „Meine Angelegenheit ist wahrhaftig dringend.“

„Es soll sogleich gethan sein, Herr! Das ist eine gute Arbeit. Sie müssen wissen, die Pflanze gehört nicht ins freie Land; aber sie hat im Treibhaus gekümmert. Da will ich's doch versuchen und will sie versetzen und sehen, ob ein anderer Boden und andere Luft und das Licht ihr nicht gut thun. Bei vielen hilft's; manche freilich können es nicht vertragen, um die ist's aber dann auch wohl nicht schade; die wären wohl auch im Glashaus bald eingegangen. Geht's ja doch mit den Menschen auch nicht anders! Sehen Sie immer her“, fuhr er während der Arbeit plaudernd fort, „sehen Sie sich das Gewächs an! Es kommt weit her, aus Westindien, glaub' ich. Es ist eine Art Amaryllis, etwas selten, halb Lilie und halb Narcisse, und macht wundervolle rosenrothe Blüten. Es gibt auch eine dunkelrothe Art; die haben Sie wohl schon gesehen. Aber diese ist seltener, und man kann kaum etwas Schöneres sehen, als wenn sie in voller Blüte steht. Das ist aber auch Alles, und man muß sich hüten, ihr zu nahe zu kommen; denn sie hat einen süßen, aber gar giftigen Duft, der einen betäubt und, wenn man länger daran riecht, den Kopf einnimmt und das Herz stillstehen macht. Wir haben drinnen im Glashaus

noch ein Exemplar. Das ist gerade in der Blüte; Sie müssen sich's ansehen, Herr! Die Blume ist wunderschön, aber giftig, wie ich sage. Na, so was kommt ja öfter vor, Herr, und darum heißt sie auch Amaryllis Belladonna. So, jetzt bin ich fertig", schloß er endlich und schickte sich zu gehen an, nachdem er die Erde um die neugesetzte Pflanze angetreten und sie mit der Gießkanne vorsichtig befeuchtet hatte. „Jetzt wollen wir sehen, was daraus wird! Ich habe das Meinige gethan."

Da er wohl merken mochte, daß Friedrich nicht zum Reden aufgelegt war, nahm er sein Werkzeug auf die Schultern und schritt rasch voran durch allerlei Nebenwege, welche bald an einen Seitenflügel des Schlosses führten, das, ganz im Stile einer mittelalterlichen Ritterburg gebaut, mit den über einander emporsteigenden Zinnenkränzen, Giebeln, Erkern und Strebepfeilern einen ungemein freundlichen Anblick gewährte. Seitwärts, durch eine lebende Hecke getrennt, war ein kleiner Platz zum Nutzgarten eingerichtet, in welchem ein niedliches Häuschen stand, das sich auf den ersten Blick als die Wohnung des Gärtners kennzeichnete. Unweit davon erhob sich das Treibhaus mit einem mächtigen, auf Eisenrippen ruhenden Glasdache und gleichen Wänden, eine Art Wintergarten, der in

mehreren Abtheilungen stufenförmig sich bis an die Mauer des Schlosses hinanzog und mit dem Innern desselben zusammenzuhängen schien.

„Dort ist meine Wohnung, Herr!" sagte der Gärtner. „Verziehen Sie einen Augenblick! Ich will hinein ins Schloß und dem Castellan Ihre Karte bringen. Ich glaube aber kaum, daß die Durchlaucht zu sprechen ist. Ich denke, er ist ausgeritten oder hat gar einen Besuch bekommen. Ruhen Sie sich dort auf der Bank ein wenig aus, Herr! Dort kommt just meine Schwiegertochter."

Die junge Frau trat mit einem Kinde auf dem Arm heran; sie begrüßte Führer, welchen ihr der Alte mit ein paar Worten übergab, und lud ihn freundlich ein, in die Stube zu treten. „Kommen Sie nur!" sagte sie. „Wenn Sie auch aus der Stadt sind, es wird Ihnen schon bei uns gefallen. Es ist zwar Alles ganz einfach, aber hübsch. Mein Mann, der versteht sich darauf."

Friedrich lehnte höflich dankend die Einladung ab. „Es wird nicht lange währen", sagte er, „und ich will die paar Augenblicke lieber hier im Freien zubringen. Aber sagen Sie mir, gute Frau, ob ich recht verstanden habe! Ich dachte den Herzog allein zu finden und höre von Besuch. Wer könnte das sein?"

„Na", sagte die Frau lächelnd, „das ist, wie man's

eben nimmt. Es ist wohl ein Besuch, und dann ist's auch wieder keiner. Es ist nur eine Dame."

„Eine Dame?" rief Führer verwundert, um so mehr, als ihm nicht bekannt geworden, daß die Neigungen des Herzogs sich besonders nach dieser Richtung wendeten.

„So hat mir mein Mann gesagt", erwiderte die Frau. „Ich habe sie nicht gesehen. Es kann auch was Anderes sein. Sie war fein angezogen und hat sehr vornehm ausgesehen. Sie ist eben vorbeigefahren; da ist ein Rad am Wagen gebrochen, und weil der Herr Herzog gerade in der Nähe war und die Dame oder der Besuch doch nicht weiter gekonnt hätte, hat er sie ins Schloß eingeladen."

Führer hatte nicht Zeit, mit seinen Gedanken und Vermuthungen darüber ins Klare zu kommen, denn im Augenblicke kam der Gärtner zurück, mit ihm ein eilig voranschreitender Mann, nach höfischer Sitte vom Kopf bis zum Fuß in tadelloses Schwarz gekleidet.

„Da kommt der Herr Castellan", sagte die Frau. „Wenn Sie etwas bei der Durchlaucht zu suchen haben, der hat ein großes Wort zu sagen. Er gilt viel beim Herzog. Er war früher sein Kammerdiener und ist mit ihm auf Reisen gewesen."

Während dieser hastig geflüsterten Worte war der Mann herangekommen und begrüßte Friedrich mit der

artigsten Verbeugung und einem Gesichte voll der offensten Verwunderung. „Sie sind es wirklich, Herr Minister!“ rief er. „Durchlaucht wollten es kaum glauben und haben mich selbst geschickt, mich zu überzeugen.“

Führer hatte in seinem Amte schon viel Gewandtheit in der Selbstbeherrschung erworben, dennoch wußte er im Augenblicke nichts zu erwidern; denn indem er das feiste, ausgefütterte Gesicht des Castellans betrachtete, der ihn mit listig blinzelnden Augen und einem unverschämten Lächeln um die eingekniffenen Lippen ansah, war es ihm plötzlich klar, daß er diesem Manne schon irgendwo begegnet sein mußte. Er vermochte sich aber nicht zu besinnen, wo das war, und nur eine unklare Ahnung durchflog ihn, daß die Begegnung keine angenehme gewesen.

„Seine Durchlaucht“, fuhr der Castellan fort, als Friedrich nicht sogleich antwortete, „haben einen anstrengenden Morgenritt gemacht und sind eben daran, ihre Toilette zu ordnen. Sie werden Sie sogleich empfangen und bitten Sie, einstweilen mir zu folgen.“

„Ich ziehe vor, mich im Freien aufzuhalten“, erwiderte Führer. „Haben Sie die Gefälligkeit, mich zu rufen.“

„Mit Entzücken“, rief der Castellan. „Ich bin glücklich, Ihnen dienen zu können! Hab' ich doch schon oft gewünscht, den Mann kennen zu lernen, welcher für

Volk und Vaterland so unendlich viel gethan hat! Freilich, wenn ich hätte ahnen können", fügte er mit sonderbarer Betonung hinzu, „dann wäre mir Manches schon früher klar geworden." Ehe Friedrich über die Bedeutung dieser Worte sich aufklären konnte, war er mit tiefem Bückling enteilt und schritt mit leichten Schuhen über den knirschenden Sand dahin. Friedrich konnte auch über die Begegnung nicht weiter nachdenken, denn der alte Gärtner, welcher jetzt erfahren hatte, wer der Fremde sei, trat ehrerbietig, den Strohhut in der Hand, vor ihn.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Minister, oder wie man Sie heißen muß", sagte er, „wenn ein einfacher, unbeholfener Mann, wie ich, Ihnen auch sagt, wie sehr es ihn freut, Sie zu Gesicht zu bekommen. Ich habe mich in meinem Leben nicht viel um solche Dinge gekümmert, aber das weiß ich und das sagt alle Welt, daß Sie es gut mit uns und dem Lande meinen. Drum müssen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen einen Strauß von unsern schönsten Blumen binde."

„Ich danke Ihnen, mein Freund", sagte Friedrich, „für Ihre Worte wie für den Strauß, den ich gern annehmen werde. Ihr einfacher Dank ist mir eine schönere Blume, als Sie in Ihrem ganzen Garten stehen haben."

„Und jetzt dürfen Sie mir auch nicht verschmähen, das Glashaus anzusehen", fuhr der Gärtner eifrig fort, „und vor allem die Amaryllis Belladonna. Die ist gewiß der Mühe werth. Sie finden kein schöneres Exemplar. Nur dürfen Sie nicht daran riechen; das hab' ich Ihnen schon gesagt. Höre", rief er seiner Schwiegertochter zu, „wenn der Castellan kommt, so sage, daß der gnädige Herr ins Glashaus gegangen ist! Ich will meinen Sohn aufsuchen, daß er mir hilft, den Strauß für Sie zu binden. Der wird auch große Freude haben, Sie zu sehen. Wir sind gleich wieder da."

Während dieser Worte hatte er die Thür des Glashauses geöffnet, und Friedrich trat ein.

Eine schwüle, dumpfe und eigenthümlich duftende Luft, von der er den Kopf befangen und sein Blut einen Augenblick stocken fühlte, empfing ihn; doch die Wallung abschüttelnd, schritt er langsam und ruhig betrachtend zwischen den Staffeleien dahin, auf welchen bis zur Decke hinan zu beiden Seiten Blumen und Pflanzen der verschiedensten Art in den buntesten Farben zu Hunderten gezogen waren, um die Beete im freien Lande, die Blumentische im Schlosse und die Fenster desselben mit dem nöthigen frischen Blumenschmucke versehen zu können. Einige ähnliche, unter sich durch Glaswände abgeschlossene Räume, zu welchen mehrmals einige

Stufen hinanführten, folgten auf einander; jetzt kam ein größerer, höherer Pavillon, das Palmenhaus, zugleich als Garten eingerichtet, in welchem bei Regen oder unfreundlichem Wetter der Genuß eines scheinbaren Aufenthalts im Freien bis zur Täuschung nachgeahmt war. Palmen aller Art, Magnolien, Sykomoren und andere tropische Gewächse waren zu einem Haine zusammengestellt, während Agaven und Cactus am Fuße der Stämme ein beinahe undurchdringliches Dickicht bildeten. In der Mitte war ein großer Rasenfleck angelegt, aus welchem ein Springbrunnen mit hohem, mächtigem Strahl emporstieg und mit starkem Geplätscher wieder herabfiel. In den Zweigen suchten ein paar gefangene Singvögel zwitschernd sich der alten freien Lieder zu erinnern. In dem Rasen waren hier und da Blumen-Parterres angebracht, die durch Farbenabstufungen und Farbenwechsel dem Geschmack wie dem Geschick des Gärtners gleiche Ehre machten; in der gegenüberbefindlichen Glaswand, wo die Palmen am dichtesten standen, führte ein enger, schattengrüner Pfad in die nächste Abtheilung.

Vor derselben stand ein Fußgestell aus weißem Marmor mit einer großen Henkelvase; in ihr rankte ein Gewächs mit breiten, schmal zulaufenden saftgrünen Blättern, welche in reichem Busche emporstiegen und

lang über die Ränder herniederhingen. Dazwischen hatte sich eine breite, kronenartige Blüte vom schönsten Carmin entfaltet, welche an Glut noch die Rose übertraf. Der alte Gärtner hatte Recht. Es war kaum etwas Schöneres zu sehen; aber schon auf wenige Schritte verspürte man die verlockende und betäubende Süßigkeit des Duftes, den die Blume ausströmte. Ein Täfelchen, das daran hing, zeigte, daß es der Stolz des Gartens war, die Amaryllis Belladonna. Eine Weile war Führer betrachtend vor der schönen Blume stehen geblieben; dann schritt er ruhig wieder weiter durch den Palmengang, um auch die letzte Abtheilung zu besichtigen. Das Rauschen des Springbrunnens und das Gezwitscher der Vögel machten, daß er die Stimmen nicht vernahm, welche in dem Gemache sich hören ließen; sein eigener Fußtritt war nicht vernehmbar auf dem weichen Sande der Gartenwege.

Das Gemach schien bereits mit der Burg zusammenzuhängen. Es war ebenfalls mit Palmen angefüllt, zwischen welchen phantastische Ranken und Schlinggewächse ein luftiges grünes Zelt bildeten. Darunter war ein Ruhebett angebracht, vor diesem ein Tisch.

Wie vom Blitze getroffen stand Führer still, als er in das Gemach trat; auf dem Sopha saß Herzog Felix,

an seiner Brust, die Arme zärtlich um seinen Nacken geschlungen, lehnte Ulrike.

Sie gewahrte ihn zuerst. Aufschreiend sprang sie empor und sank dann am Sopha wie todt zusammen, indem sie das Angesicht in die Kissen barg, bleich, bebend, keines Wortes mächtig.

Wortlos, gleich einem Versteinerten, stand auch der Herzog.

Im Augenblicke flog gegenüber die Thür auf, und athemlos stürzte der Castellan herein. Der listige Warner kam zu spät. Jetzt wußte Friedrich, wo er diesem Angesicht bereits begegnet war.

Auch er fand kein Wort, aber er legte die Depeschen, wegen deren er gekommen, auf das Tischchen; dann zog er den Ring, den er einst vom Herzog erhalten hatte, vom Finger, legte ihn schweigend darauf und verschwand.

Viertes Kapitel.

Nach rückwärts.

Der Sommerabend ging wunderbar schön zu Ende. Draußen im Freien blaute der Himmel, von rothem Abendgold durchflammt, und die Sonne sank so unumwölkt und schleierlos dem Untergang entgegen, daß das geblendete Auge den Glanz nicht zu ertragen vermochte und der ganze Westen in ein brennendes Duftmeer zerfloß. In dem engen Gäßchen hinter der Stadtmauer war freilich von all der Herrlichkeit nichts zu bemerken; dort waltete schon tiefe Dämmerung, und nur wer an den hohen Häusern emporblickte, der gewahrte einen schmalen Streifen von dem blauen, sonnendurchleuchteten Himmel und darunter an den Mauern und Zinnen den Widerschein des Abends, der die alters-

braunen Ziegel in noch glühenderes und tieferes Roth tauchte, als wäre es Blut, was daran herniederströme. Auch in das einsame Haus und den Garten mit seinen mächtigen Baumkronen fiel noch ein Rest des Glanzes herab, als suchte er den Frieden und die stillen, unscheinbaren, aber heitern Menschen, denen er hier so oft zu fröhlichem Feierabend geleuchtet, schon vor mehr als einem halben Jahrhundert, als hier noch der Abendgesang der Mönche erklang, später, da Führer's Aeltern ihr klosterhaft abgeschlossenes Leben darin verbrachten, und wieder, als der Sohn mit der Mutter, nur den Wissenschaften lebend, in diesen Räumen fast vergessen hatte, daß draußen eine wildbewegte Welt brandend und brausend vorüberzog. Wohl war es noch einsam in dem Gebäude und dem Garten; es schien sogar, als ob noch tieferes Schweigen dort eingezogen, aber der Eindruck, den das Ganze machte, war nicht mehr so friedlich wie sonst; es war Alles geblieben, wie es war, und doch lag, wie in einem Angesicht eine neu entstandene Kummerfalte, auf Garten und Haus ein düsterer Zug, als ob der Besitzer einige Zeit entfernt oder mit andern Dingen beschäftigt gewesen und darüber nicht Zeit gefunden, Alles mit der Genauigkeit zu ordnen, mit jener Sauberkeit zu schmücken, die sonst in jedem Zweige an der Hecke, an jedem

Steinchen des Weges sichtbar geworden. Eine gewisse Verwahrlosung gab sich kund, eine Hast, die das Nöthige und Unvermeidliche wohl thut, aber nicht mit jenem angenehmen Behagen, das solchen Verrichtungen ihre Wichtigkeit und Bedeutung für Haushalt und Familie gibt, sondern wie etwas Lästiges und Unvermeidliches, mit dem man so schnell als möglich fertig zu werden trachtet, um wieder an Anderes zu kommen. Während sonst im Hause und dem breiten, gewölbten Thorweg keiner Spinne Zeit gelassen worden wäre, ihr Netz aufzuspannen, und während früher ein vom Winde verwehtes Blatt, ein von einem nestbauenden Vogel verzettelter Halm schon wieder beseitigt war, ehe er recht Platz gefunden, waren jetzt überall solche Spuren von Unordnung zu erkennen, und in den Zimmern des obern Stocks waren gegen alle Gewohnheit die Fensterläden nur halb angelehnt, als wären sie schnell aufgestoßen worden, um in einen unbewohnten Raum, den man flüchtig besucht, schnell vorübergehendes Licht zu bringen. Die Thür des Hauses stand offen, und selbst in dem großen Einfahrtsthor war das sonst so unerbittlich streng geschlossene Eingangspförtchen noch so spät geöffnet, denn in dem Pförtchen stand die Frau Räthin, unruhig und sehnsüchtig wartend, indem sie von Zeit zu Zeit den Kopf in die dunkle Straße hin-

ausbeugte, als wollte sie den, dessen sie mit Ungeduld harrte, um einige Schritte früher kommen sehen. Niemand kümmerte sich um die alte Frau; das Gäßchen war wie ausgestorben, und wenn Jemand durch das Dunkel herankam, eilte er hastig und wohl gar laufend vorüber, als ob ein dringendes Geschäft ihn riefe, oder in der Nähe Wichtiges und Merkwürdiges vorgehe, dessen Zeuge zu sein er nicht versäumen wolle.

Einige Male hatte der Räthin schon das Wort auf der Zunge geschwebt, um die Eilenden anzurufen, aber immer wieder hielt sie an sich; denn sie war zu sehr an das Haus gewöhnt und dem Verkehr mit Menschen entfremdet, wenn er sich nicht auf die nächsten Nachbarn und unter diesen wieder auf jene beschränkte, die der in ihren alten, strengen Anschauungen ergrauten Frau ihrer Beachtung und Theilnahme und wohl auch der damit verbundenen Wohlthaten würdig dünkten. So konnte sie sich nicht entschließen, in der sinkenden Nacht den nächstbesten, wildfremden Menschen anzureden, ihm zu zeigen, daß sie ihre Unruhe nicht zu bemeistern vermöge, und ihn so gewissermaßen zu ihrem Vertrauten zu machen.

„Es wird das Beste sein“, sagte sie leise vor sich hin, „ich schließe das Haus und kehre in mein Zimmer

zurück. Die Einsamkeit und mein Gebetbuch werden mir wohl helfen, diese Ungeduld zu bezwingen. Wenn es Gutes ist, was ich erfahren soll, wird es zur rechten Zeit wohl an mich kommen, und ist's Schlimmes, so erfahre ich es immer noch früh genug." Schon zog sie das Pförtchen an, als sie, noch einmal flüchtig zurückblickend, im Dämmerlichte wieder eine Gestalt herankommen sah, die ihr bekannt schien. „Meister Will!" rief sie. „Ist Er es, oder ist Er es nicht?"

„Bin's schon, Gnaden Frau Räthin", erwiderte der Angeredete, indem er stehen blieb und, keuchend vom Laufen, tief Athem holte. „Sie sind noch um diese Zeit auf der Straße? O du lieber Gott, was man nicht Alles erlebt! Aber freilich, es geht Sie ja nahe genug an; es ist ja Ihr Sohn."

„Rede Er, Meister!" sagte die Räthin, indem sie sich zusammennahm, um ihre Unruhe möglichst zu verbergen. „Wie kommt Er auf meinen Sohn? Der ist vor einigen Tagen in wichtigen Geschäften nach St.-Wendelin zu Seiner Durchlaucht gereist und befindet sich noch dort."

„Ihr Wort in Ehren, Gnaden Frau Räthin", erwiderte der Weber, „aber das ist es ja eben, weswegen der Lärm in der Stadt entstanden ist und was man nicht glaubt! Der Herzog, das werden Sie schon wis-

sen, ist vergangene Nacht plötzlich und unerwartet in der Stadt angekommen, aber allein und im größten Unwillen, und die Leute sagen, es sollen zwischen ihm und dem Minister, Ihrem Herrn Sohne, entsetzliche Dinge vorgefallen sein; der Herzog soll mit dem Degen auf ihn losgegangen sein."

Die Räthin zitterte, daß sie kein Glied stillzuhalten vermochte; dennoch gewann sie es über sich, einen Laut hervorzustoßen, der wie Lachen klingen sollte. „Albernes Geschwätz!" sagte sie. „Ein gescheidter Mann und ruhiger Bürger wie Er, Meister, sollte sich mit solchen Sachen gar nicht abgeben und derlei Kindereien nicht glauben."

„Es glaubt auch Niemand recht daran", sagte Will, „aber es ist das Gerede so, und daß es was Besonderes gegeben hat, das ist gewiß. Der Minister ist nicht mitgekommen; kein Mensch weiß, wo er geblieben ist, und er wird wohl auch so bald nicht kommen, denn es heißt, der Herzog habe befohlen, daß Alles, was die Regierung angeht, statt, wie bisher an den Minister, direct an ihn gebracht werden soll."

„Direct an ihn!" stammelte die Räthin, ohne recht zu wissen, was sie sagte.

„So sagen die Leute", fuhr der Weber fort. „Sie stehen auf der Straße zusammen, so dicht, daß man

auf den Köpfen gehen könnte, fast wie damals, als der alte Herr die Verzehrsteuer eingeführt hatte und es darüber zum Krachen kam. Jesus, mein Heiland, mir zittert noch Alles im Leibe, wenn ich daran denke! Wenn man so etwas wieder erleben müßte!"

„Es wäre entsetzlich", flüsterte die Räthin.

„Ja", rief der Weber, „ich glaub' nicht, daß ich's überleben thät'. Aber so viel ist gewiß, daß es schlimm aussieht. Ich bin nur hinaus, um den Sohn meiner Schwester, den Richard, zu suchen. Der Bub ist mein ganzes Kreuz, an dem allein ich genug zu tragen hätte! Ich bin schon glücklich gewesen, weil ich ihn bei einem Kaufmann in die Lehre gebracht habe und noch dazu ohne Lehrgeld. Aber gleich in der ersten Woche ist er wieder davon und hat einen Commis geschlagen, der von ihm verlangt hat, er solle ein Faß in das Gewölbe rollen. Heute ist er mir nun aus der Bodenkammer gestiegen, in die ich ihn eingesperrt hatte, und darum muß ich ihn suchen, denn der Unglücksbub ist zu Allem fähig. Er ist nirgends zu finden!"

„Ich habe den Bedienten, unsern Sebald, auch um Nachricht in die Stadt geschickt", sagte die Räthin, „die Köchin ist selbst fortgelaufen, aber es kommt keins davon zurück."

„Sie können wohl nicht durch", meinte Will. „An

der Hochbrückengasse steht Alles voll Menschen; man muß den Umweg machen über den Schloßplatz, und da ist just auch Militär ausgerückt.“

„Mein Gott! Mein Gott!“ jammerte die alte Frau. „Was werden meine alten Augen noch Alles erblicken müssen, ehe sie sich schließen? Also ist es wirklich wieder so weit, daß ein solches Unglück vor der Thür steht? Dazu diese entsetzliche Ungewißheit wegen meines Sohnes!“

„Das ist freilich entsetzlich, wenn Sie nichts wissen“, sagte der Weber. „Wenn er der eigenen Mutter keine Nachricht gegeben hat, dann wird es wohl sein, wie die Leute sagen.“

„Und was sagen die Leute?“ rief stockend die Räthin, indem sie die Hände an die Schläfe legte, welche fieberhaft pulsirten.

„Sie sagen, der Herr Minister habe mit dem Herzog ein Bündniß gemacht gehabt, so was man einen Tractat heißt, daß er alle neuen Gesetze ausführen und so regieren wolle, wie es der Herr Minister haben wolle. Der Herzog habe das auch versprochen; jetzt aber wolle er es nicht mehr halten, und da habe ihm der Minister seine Wortbrüchigkeit vorgeworfen. Darauf habe ihn der Herzog in der Wuth in den Kerker werfen

lassen. Andere erzählen gar, er habe den Degen gezogen und ihm in die Brust gerannt."

Die Räthin vernahm diese Worte nur undeutlich, wie durch das Brausen eines Wasserfalls; sie sah den Redenden nur wie durch einen Flor vor sich stehen. Sie wankte, und da der in seiner Erzählung begriffene redselige Weber davon nichts gewahrte, wäre sie zusammengesunken, hätte nicht der kräftige Arm eines Mannes, der im Dunkel unbeachtet hinzugetreten war, sie umfaßt und aufrecht gehalten. „Gehen Sie Ihrer Wege, guter Freund!" rief der Mann dem Weber in etwas barschem Tone zu. „Kramen Sie Ihre Geschichten anderswo aus! Sie sehen, daß sie für die Frau Räthin nicht geeignet sind." Dem Weber stockte bei der Anrede das Wort im Munde. Verwundert sah er bald den Angekommenen, bald die Räthin an und schien sich auf eine Frage zu besinnen.

„Sie", rief die Räthin endlich, „Sie sind's, Herr Riedl?"

„Ich bin's", erwiderte er. „Beruhigen Sie sich, Frau Räthin, und erlauben Sie, daß ich Sie in Ihre Wohnung geleite! Die Nachtluft könnte Ihnen schaden. Ich bringe Nachricht von Friedrich."

„Von Friedrich?" rief die Räthin, sich vollständig aufrichtend. „O, dann rasch, rasch! Verlieren wir kei-

nen Augenblick, daß ich Alles erfahre! Kommen Sie, ich bin nicht mehr schwach. Wo ist er? Wie geht es ihm? Er befindet sich doch wohl?"

„Erlauben Sie", war Riedl's Erwiderung, „diese Mittheilungen für einen vertrautern Ort zu versparen! Hier möge genügen, damit auch die Nachbarn und Geschichtenerzähler ihren Theil daran erhalten, daß Ihr Sohn gesund und ungefährdet ist und sich in voller Sicherheit befindet. Gehen Sie, Mann, und breiten Sie das auch aus!" fuhr er zu Will gewendet fort. „Wenn diese Nachrichten vielleicht weniger pikant sind als die Ihrigen und deshalb weniger geglaubt werden, so haben sie doch den Vorzug, daß sie wahr sind."

Mit diesen Worten hatte er den Weber leicht beiseite geschoben, war mit der Räthin ins Pförtchen getreten und zog dieses dem Meister, der gern noch mehr gehört hätte, ziemlich unsanft vor der Nase zu.

„Nun, wegen der Freundlichkeit wird der Herr Riedl auch nicht gestraft", brummte der Weber, die verschlossene Thür ansehend. „Das ist ein Volksfreund! Ich muß schon sagen: das ist eine eigene Freundschaft. Unsereins gehört doch auch zum Volk. Aber ich will nun heim", unterbrach er sich selbst, „und will schauen, ob der Unglücksbub nicht doch gekommen ist, und hab' ich ihn nur wieder, so will ich ihn einsperren, daß er

mir sicher nicht das zweite Mal auskommt. Dann aber will ich auch in die Stadt zurück und will erzählen, was ich erfahren habe."

Während der Weber unter diesen Reden seine ärmliche Wohnung erreicht und an das papierverklebte Fenster des Erdgeschosses geklopft hatte, war Riedl mit der alten Räthin im Hause und im Wohnzimmer angelangt und ließ die Frau, welche mehr angegriffen war, als sie scheinen ließ, auf das Ledersopha des Wohnzimmers niedergleiten. Die Natur war schwächer als der Wille der sonst so entschiedenen Frau, in Anwandlung einer leichten Ohnmacht sank sie auf die Rücklehne zurück und schloß die Augen. Riedl, mit der Oertlichkeit des Hauses und dessen Gewohnheiten wohl vertraut, holte vom Arbeitstische der Räthin am Fenster ein Fläschchen Karmelitergeist, das die alternde Frau in ihrem Nähkorbe zu bewahren pflegte, ein erprobtes, unfehlbares Hausmittel gegen äußere Verletzungen und innerliches Uebelbefinden. Riedl schüttete einige Tropfen auf die Hand, bestrich der Ohnmächtigen die Schläfe und hielt ihr das Fläschchen an die Nase. Bald schlug sie die Augen auf und ließ sie auf dem Manne, der mit der Sorgfalt eines Sohnes um sie beschäftigt war, eine Weile mit einem Ausdruck ruhen, aus welchem halb Dank, halb Verwunderung sprach.

„Ich danke Ihnen“, sagte sie nach einiger Zeit, sich erhebend. „Ihre Nachricht hat mich schon gestärkt. Ich werde bald wieder die Alte sein. Sagen Sie mir nur mehr! Sagen Sie mir Alles, was Sie wissen! Darf ich es wirklich glauben, daß Friedrich gesund, frei und außer Gefahr ist?“

„Es ist, wie ich gesagt habe. Sie können außer Sorge sein. Ich weiß es von ihm selbst — er hat mir geschrieben.“

„Er hat Ihnen geschrieben?“ rief sie jammernd. „Ihnen und nicht mir, seiner Mutter? O dann ist doch irgend etwas da, was verborgen werden soll; sonst hätte er gewiß seiner Mutter geschrieben, und nicht —“

„Nicht einem Fremden, wollen Sie sagen“, entgegnete Riedl, da sie stockend innehielt, in gelassenem Tone. „Geniren Sie sich nicht, Frau Räthin, aber vergessen Sie auch nicht, daß ich für Ihren Sohn kein Fremder bin. Vielleicht hat er eben jetzt mehr als jemals eingesehen, wie sehr ich sein Freund bin, und hat gerade deshalb an mich geschrieben. Auch bestehen noch andere Gründe dafür. Er muß wünschen, daß für den ersten Augenblick sein Aufenthalt unbekannt bleibe. Briefe an Sie könnten wider Willen auf die Spur führen; an mich können sie auf geheimem, unverdächtigem Wege kommen.“

„Aber wie hängt das Alles zusammen?“ klagte sie wieder, die Hände zusammenschlagend. „Soll auch das für mich ein Geheimniß sein?“

„Das nicht“, sagte Riedl nach einigem Besinnen. „Sie begreifen, um was es sich handelt: es ist Ihr Sohn, dessen Geschick dabei auf dem Spiele steht; Sie werden also schweigen. Wissen Sie denn, er ist über die nächste Grenze und hat in diesem Augenblicke wohl längst die Schweiz erreicht. Dort wird er unter anderem Namen in der Verborgenheit abwarten, bis die Verhältnisse geklärt sind, oder bis er selbst einen bestimmten Entschluß gefaßt haben wird.“

„Ueber die Grenze! Verborgen und unter einem andern Namen!“ jammerte die Frau. „Wie ein Flüchtling, ein Verbrecher, auf den gefahndet wird! Also so weit ist es gekommen? O mein Gott, hätte er sich doch nie verleiten lassen, diese gefährliche Laufbahn zu betreten! Das ist nun das Ende.“

„Das wollen wir nicht hoffen“, entgegnete Riedl „Indessen freut es mich, das von Ihnen zu hören. Es ist mir eine Genugthuung, zu erfahren, daß Sie jetzt ebenso denken wie ich. Wer hat ihm mehr abgerathen als ich? Wer hat ihm eindringlicher auseinandergesetzt und bewiesen, daß seine Beziehungen zum Fürsten nie zum Heile führen können, daß der Besitz der Macht

früher oder später zu Uebergriffen und Mißbräuchen führen muß, und daß dann der Mächtige, um sich das Erröthen zu ersparen, den Treubruch nicht an sich selbst, sondern an dem zu rächen pflegt, dem die Treue gebrochen wurde?"

„Nein, nein", sagte die Räthin sich erhebend. „So elend ich bin, das kann ich Ihnen doch nicht zugeben. Meine Meinung über die Fürsten als von Gott eingesetzte Obrigkeit ändert sich nicht mehr so leicht. Ich klage nur über seinen Ehrgeiz, durch den er sich verlocken ließ, die stille, bescheidene Bahn als Lehrer zu verlassen. Wie glücklich wäre er auf dieser geworden, wie viel Gutes hätte er wirken können! Für diese Geschäfte aber, davon bin ich überzeugt, ist mein Sohn nicht gemacht."

„Sie haben Recht", sagte Riedl, „aber auch das habe ich vorausgesagt. Friedrich ist für eine solche Stellung zu gut, zu sanft. Wer regieren will, muß nicht blos die Hände, er muß auch das Herz von Eisen haben. Friedrich ist ein Schwärmer, allerdings im schönsten und edelsten Sinne des Wortes, aber doch ein Schwärmer. Er lebt Idealen und hat auch hier nur einem solchen gedient. Jetzt ist der Schleier gefallen, und statt der Göttin, die er dahinter geahnt, grinst ihm

ein Ungeheuer entgegen, scheußlich wie ein mexicanisches Götzenbild."

„Nein und abermals nein", sagte die Räthin, welche ihre volle Fassung wiedergewonnen hatte, und nahm die Haltung zurückweisender Förmlichkeit an, die sie sonst immer im Umgange mit Riedl beobachtet hatte. „Ich danke Ihnen für Ihren Besuch und Ihre Mittheilungen, mein Herr, aber ich will ein- für allemal von diesen Dingen und in diesem Tone nichts hören. Es wird mir lieb sein, wenn Sie mir Friedrich's Brief zu lesen geben. Er wird ja doch auch für seine Mutter bestimmt sein! Im Uebrigen aber werden Sie sich wieder überzeugt haben, wie wenig wir zusammenpassen."

„Den Brief?" sagte er zögernd. „Das geht nicht an. Der Brief ist nicht für Sie bestimmt, sondern für mich. Er enthält den Auftrag, Sie zu beruhigen und Ihnen herzliche Grüße mit der Nachricht zu bringen, daß er, sobald er einen Ruhepunkt gefunden haben wird, Ihnen sogleich unmittelbar schreiben will."

Sobald er einen Ruhepunkt gefunden haben wird!" rief die Räthin in neu ausbrechendem Schmerz. „O mein Sohn! Wie gut ist es nun, daß Deinen braven Vater schon die Grube zudeckt! Wenn er das hätte erleben müssen, das hätte ihn hineingestürzt. Mein

Sohn, mein Herzenskind flüchtig und ohne eine Stelle, wo er sein Haupt zur Ruhe hinlegen kann! Aber das soll mir nicht sein", fuhr sie entschlossen fort, „das muß anders werden, und ich selber will es anders machen. Wenn Sie mir auch den Brief nicht zeigen, so weiß ich doch genug. Mein Sohn kann nichts begangen haben, was ein so großes Unrecht wäre, daß er deswegen flüchtig werden müßte, wie Kain der Brudermörder. Da muß ein Irrthum im Spiele sein oder schändliche Verleumdung. Der Herzog ist hier, ich gehe zu ihm, ich will mit ihm reden. Er soll eine Mutter hören, die für ihren Sohn redet und einsteht für ihn. Ich weiß, daß er immer große Stücke auf ihn gehalten hat; der wird ihn nicht so schnell und so geradehin verurtheilen. Er wird gerecht sein, und das will ich ihm sagen, denn deswegen hat ihm unser Herrgott die Krone gegeben und ihn zum Herzog gemacht."

Soviel Alter und Aufregung es gestatteten, war die Räthin unter diesen Worten eilig in das Nebengemach gegangen, welches sonst Führer's Studirzimmer gewesen und durch das man auf kürzerem Wege in eine Kammer gelangte, wo Kleider aufbewahrt zu werden pflegten. Riedl folgte ihr. In dem Arbeitszimmer über dem Schreibtische hing ein schlichtes Oelgemälde, das Führer's Vater und die Räthin in einem

gemeinsamen Familienbilde darstellte. Der Vater sah ernsthaft und gerade vor sich hin. Er trug bürgerliche Kleidung, aber die gemessene Haltung ließ den Beamten erkennen auch ohne den daneben liegenden Hut mit der Dienstkokarde. Ihm zur Seite auf dem naturgetreu copirten Kanapee mit dem Lederüberzuge saß die Räthin, trotz der inzwischen verflossenen Jahre noch an dem freundlichen Ausdruck der Züge und dem milden Blicke der Augen erkennbar. Zwischen beiden, ein blühender Knabe, stand Friedrich, dem die Mutter die Hand auf die Schulter legte, als wenn sie ihn behüten und bedächtig zurückhalten wollte. Zu beiden Seiten in schönen, runden Goldrahmen, fein in Aquarell gemalt, hingen die Bilder Friedrich's und Ulrikens.

„Uebereilen sie sich nicht, Frau Räthin!" sagte Riedl, während sie in dem anstoßenden Kabinet unter ihren Kleidern herumsuchte. „Seien Sie überzeugt, daß ich Ihrem mütterlichen Herzen volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, aber ich muß Ihnen sagen, daß Sie sich vergebens bemühen. Gehen Sie jedenfalls heute nicht zum Herzog! Es ist zu spät!"

„Zu spät?" rief die Räthin. „Zu spät für eine Mutter, welche um Gerechtigkeit für ihren Sohn bittet? Niemals!"

Riedl zuckte die Achseln. „In Residenzen hat man darüber andere Begriffe", sagte er. „Es kommt Nie-

mand zum Herzog. Seit seiner Rückkehr hält er sich streng eingeschlossen und läßt Niemand vor sich. Ihre Bemühung würde also vergeblich sein. Und dann" fuhr er nach kurzem Innehalten mit gesteigertem Nachdruck fort, „wissen Sie denn so gewiß, daß der Herzog Ihren Sohn eines Unrechts beschuldigt und daß Friedrich deswegen abgereist ist und sich verborgen hält? Können Sie sich nicht einen Fall denken, daß die Schuld auf der andern Seite zu suchen wäre? Wäre es nich auch möglich, daß, wenn Sie Gerechtigkeit suchen, Sie den Herzog bei dem Herzog verklagen müßten?"

Die Räthin ließ das Umschlagetuch, das sie ergriffen hatte, fallen und sah ihn mit großen Augen an. „Was wollen Sie damit sagen? Das verstehe ich nicht."

„So erfahren Sie denn", begann Riedl, „was ich jetzt, da Sie genugsam vorbereitet sind, Ihnen mitzutheilen nicht weiter anstehe."

„Mein Gott, was soll ich noch hören?" rief die Frau, indem sie, wie ahnend, daß sie einer Stütze bedürfen würde, in den Lehnstuhl vor Führer's Schreibpult niederglitt.

Riedl schritt durch das Zimmer und blieb dann vor der Erwartenden stehen. „Ich muß mit einer Frage beginnen", sagte er, „die Ihnen vielleicht sonderbar dünken mag. Sie kennen ohne Zweifel aus den Mit-

theilungen Ihres Sohnes die Vergangenheit, die Jugendgeschichte jener Dame, die er zu seiner Frau gemacht hat?"

„Jener Dame?" rief die Räthin erbleichend. „In welchem Tone reden Sie von der Frau meines Sohnes! Was ist's mit ihr? Friedrich hat mir Alles erzählt!"

„Gut", sagte Riedel und stellte sich einen Stuhl neben den der Frau. „Dann wissen Sie auch, wie Friedrich sie in Hamburg kennen lernte und sie vor den Nachstellungen eines vornehmen und reichen Verführers bewahrte?"

„Weiter, weiter!"

„Und Sie ahnen nicht, wer der Verführer war?" fuhr er fort, während die Räthin ihn mit weit geöffneten Augen anstarrte. „Es war Niemand anders als der damalige Erbprinz, der jetzige Herzog; sein schurkischer Kammerdiener, der sich jetzt als Castellan zu St.-Wendelin befindet, war der Vermittler."

„Der Herzog!" lallte die Räthin, als ob ihr der Schlag die Zunge gerührt hätte.

„Nicht anders. Sie sahen sich wieder unter sehr geänderten Verhältnissen. Er war regierender Fürst geworden, sie war die Frau seines vertrauten Freundes und ersten Ministers. Die Ehe war, wie Sie

Sie wissen, nicht so glücklich, als wir beide es wohl gewünscht hätten. Friedrich hat sich eben auch hier als Schwärmer bewiesen. Genug, die junge Frau glaubte sich vernachlässigt und war es auch vielleicht nach ihrem Sinne; das leichtsinnige Blut ihrer Mutter regte sich in ihr, sie trat in deren Fußtapfen und ließ sich in ein heimliches Verständniß mit dem Herzog ein."

„Es ist nicht möglich!" rief die Räthin, die vor Erstaunen und Erregung nichts mehr hervorzubringen vermochte.

„Mehr als das; es ist die bitterste Wirklichkeit. Als das Zerwürfniß in der Ehe so weit gekommen war, daß Friedrich von einer zeitweiligen Entfernung eine wohlthuende Einwirkung auf das Gemüth seiner Frau erwarten zu dürfen glaubte, ahnte er nicht, was schon geschehen war. Die Frau benutzte die Reise, welche sie zu einer Verwandten, ihrer einstigen Erzieherin, bringen sollte, um mit dem Herzog in St. Wendelin zusammenzutreffen. Als Friedrich, durch unerwartete, dringende Geschäfte gerufen, dahin kam, überraschte er ihn in ihren Armen."

Riedl stand auf; er wollte der Räthin Zeit lassen, sich zu fassen. Erst kämpften Entrüstung und Schmerz in den Mienen der guten Frau, dann brach sie in Thränen aus und rief: „O mein Sohn! O mein

Friedrich! Das also sind die schönen Hoffnungen, in denen Du gelebt, das der Dank für Deine Güte, der Lohn für Deine Liebe? O ich weiß, ich fühle, was er gelitten hat, was er leiden muß; denn ich weiß es, ich allein, wie sehr er sie geliebt hat."

„Er wird sich fassen", antwortete Riedl. „Er ist ein Mann; wenn auch von weichem Gemüthe, besitzt er doch Stärke genug, über sich selbst zu siegen. Ich denke, Sie werden jetzt nicht mehr zum Herzog gehen und Gerechtigkeit fordern wollen. Sie werden begreifen, daß Führer gehandelt hat, wie er mußte."

„Mein Sohn hat recht gethan", rief die Räthin nach einem weitern Augenblicke der Sammlung mit beklommenem Athem. „Schreiben Sie ihm das! Jetzt, da ich Alles weiß, werde ich ruhig sein. Schreiben Sie ihm das auch! Er wird sich vielleicht meinetwegen ängstigen; er soll es nicht thun. Er soll mir Nachricht zukommen lassen, sobald es sein kann, ohne ihm Ungelegenheit zu bereiten. Und schreiben Sie ihm auch", fuhr sie, sich langsam erhebend fort, indem sie nach Ulrikens Bild langte und es von der Wand herabnahm, „schreiben Sie, was Sie mich haben thun sehen! Schönes, herrliches Geschöpf!" unterbrach sie sich selbst, indem sie einen Blick auf das Gemälde warf. „Ausgestattet mit Allem, was der Himmel geben kann, sich

selbst und Andere zu beglücken, und untergegangen im Leichtsinn, in eitler Vergnügungssucht! Wohlan denn, Du hast das Haus verschmäht; im Hause ist keine Stelle mehr für Dich." Sie schloß das Gemälde in eine Lade des Schreibtisches ein und kehrte mit würdiger Haltung in das Wohnzimmer zurück, in welches eben die Dienstboten von ihren abenteuerlichen Ausflügen zurückgekommen waren und mit Entschuldigungen ihres langen Außenbleibens beginnen wollten. Sie winkte ihnen, zu schweigen, und stützte sich auf Riedl's Arm, während sie mit der andern Hand wieder an die pochende Schläfe griff. „Es scheint, ich habe mir doch etwas mehr zugemuthet, als ich vermag", sagte sie schwach, indem sie sich mit sichtbarer Anstrengung aufrecht erhielt.

„Es ist kein Wunder, wenn Sie angegriffen sind", sagte Riedl theilnehmend. „Jüngere Nerven als die Ihrigen würden wohl einem solchen Sturme nicht ungestraft Stand halten. Bringen Sie die Frau Räthin zu Bette!" rief er dem Mädchen zu. „Ihr ist nicht wohl, und sie bedarf vor allem der Ruhe. Ich werde morgen wiederkommen und mich nach Ihrem Befinden erkundigen. Vielleicht bringe ich bis dahin schon neue Nachrichten."

Er drückte die Hand der alten Frau und ging dem Mädchen nach, das mit dem Lichte in den Hausgang

trat, um ihm bei eingetretener Dunkelheit die Stiege hinunter zu leuchten. Als er schon an der Schwelle stand, rief ihn die Räthin zurück. „Herr Riedl“, sagte sie, als er näher kam, und streckte ihm die Hand entgegen, „ich habe es in meinem Leben immer so gehalten: wenn ich mir eines Unrechts bewußt bin, kann ich es nicht auf dem Herzen behalten. Ich will es Ihnen nur gestehen, ich habe Ihnen auch Unrecht gethan; ich habe Sie für einen herzlosen Raisonneur gehalten und habe oft gewünscht, Sie möchten meinem Friedrich fern bleiben. Aber jetzt, in dieser schweren Stunde, wo Sie sich der alten verlassenen Frau so freundlich angenommen haben, wie nur ein liebender Sohn es kann, jetzt sehe ich wohl, daß Sie wirklich ein Freund meines Sohnes sind und daß Sie auch ein gutes Herz haben müssen. Verzeihen Sie mir, Herr Riedl, und seien Sie von nun an auch mein Freund! Und damit gute Nacht!“

In der herzoglichen Burg herrschte zur nämlichen Zeit nicht geringere Bewegung und Unruhe. Das Vorzimmer zu den Gemächern des Fürsten war trotz der einbrechenden Nacht noch sehr belebt; in allen Ecken und Fensternischen standen Gruppen verschiedener Zusammensetzung beisammen, alle in mehr oder minder eifrigem Gespräche, mehr oder minder laut und erregt,

je nachdem Stellung und Lebensklugheit ihnen gestattete und Besinnung genug gelassen hatte, den Ausdruck ihrer Gefühle zu mäßigen und ihre Gedanken zu verbergen. An der großen Saalthür standen einige Offiziere beisammen, deren einer durch die Schärpe als der Adjutant vom Dienste bezeichnet war; am Seiteneingang, der in das Gemach des Herzogs führte, stand ein Lakai und neigte das Ohr gegen das Schlüsselloch, um beim leisesten Geräusche bereit zu sein, die Befehle des darin wartenden Oberkammerdieners in Empfang zu nehmen.

„Es ist, mit einem Worte, eine völlig unbegreifliche Geschichte“, rief der Adjutant, „und bis jetzt müht man sich vergebens, eine verlässige Spur zu finden.“

„Nun, ich dächte“, entgegnete der Baron Adelhoven, „für ein halbwegs geübtes Jägerauge wäre die Fährte ziemlich deutlich zu erkennen. Erinnere Dich, Schroffenstein, was ich Dir vor zwei Jahren gesagt habe, als wir uns auf dem Rathhause bei dem Bankett trafen, das die Stadt zur Feier der saubern neuen Freiheiten gab! Erinnere Dich, wie mir der Schmuck auffiel, den der Herzog der Dame zum Hochzeitsgeschenke gegeben hatte! Es fuhr mir gleich damals durch den Sinn. Jetzt weiß man, warum er ein so kostbares Cadeau gegeben hat. Ich hatte Recht: der Parvenu war klüger, als wir alle dachten.“

„Dafür ist es nun mit seiner Herrlichkeit zu Ende“, sagte Schroffenstein und zog sich die Schärpe zurecht.

„Wer weiß“, entgegnete Adelhoven. „Ich möchte nicht drauf schwören. In einer so peniblen Situation, als die gegenwärtige, ist es nicht gut, auf irgend etwas zu pariren. Der Wind kann mit einem Male wieder umschlagen. Meine Nachrichten sind übrigens verlässig und genau, denn meine Quelle ist der Castellan von St.-Wendelin, der mit dem Herzog hierher gekommen ist und mit dem mein Jäger auf vertrautem Fuße steht. Es ist eine alte Geschichte, die sich schon in der Zeit angesponnen hat, als der Herzog von der Universität kam und die sentimentale Freundschaft mit dem gewesenen Minister geschlossen hatte. Auf dem Rückweg in Hamburg lernte der Erbprinz das Dämchen kennen. Der Professor hat sie dann geheirathet und ihm zugeführt und dadurch das Portefeuille erhascht, um seine Hörner hineinstecken zu können.“

„Lästerzunge!“ rief Schroffenstein. „Ich hasse diesen Menschen, wie man nur Jemand hassen kann; ich habe gute, triftige Gründe dazu; aber was Du sagst, glaube ich nicht von ihm. Dazu hat er sich nicht hergegeben. Ein Schwindler mag er sein, aber er ist ein ehrlicher Kerl bei alledem.“

„Es ist schön von Dir, daß gerade Du ihn ver-

theidigst", lachte Adelhoven. „Du denkst wohl, Du willst Dir den Rücken decken, falls die Geschichte nochmal umschlagen sollte? Wäre es aber, wie Du glaubst, dann um so schlimmer für Deinen Schützling! Wenn das Weib ihn düpirt hat, kommt zum Schaden noch der Spott und er wird zu all seiner Ehrlichkeit noch ausgelacht. Aber wie steht es denn drinnen?" fuhr er fort, indem er mit bedeutsamem Nicken nach dem Zimmer des Herzogs deutete. „Ist es wahr, daß Durchlaucht allein gespeist und Niemand vorgelassen hat?"

„Niemand. Der Oberkammerdiener sagte, der Herzog sei leidend und wolle allein sein. Es zieht sich, wie es scheint, ein schweres Gewitter zusammen."

„Nun, wo das Gewitter sich entladen wird, kann man so ziemlich voraussagen", entgegnete Adelhoven. „Aber da kommt Dein Vater. Von dem werden wir wohl Näheres erfahren können. — Nun, Excellenz", rief der Baron, den Eintretenden begrüßend, „kommen auch Sie, um Neuigkeiten zu holen, oder bringen Sie deren?"

„Wie Sie es nehmen", entgegnete Schroffenstein der Vater, der in die große Uniform seines frühern Amtes gekleidet war. „Ich bin zunächst hier, um für alle Fälle bereit zu sein. Land und Thron haben sich noch nie in einer so gefährlichen und schwankenden Lage

befunden als jetzt, wo buchstäblich Alles auf einen Wurf gestellt zu sein scheint. Ich weiß zwar, daß Seine Durchlaucht meiner geringen Dienste längst nicht mehr bedürfen; dennoch gereicht es zu meiner eigenen Beruhigung, sagen zu können, daß ich sie wenigstens angeboten habe, daß ich im Augenblicke der Entscheidung an dem Platze nicht fehlte, auf welchen meine frühere Stellung sowie die Vorrechte meiner Geburt mich berufen."

„Und wo", flüsterte Adelhoven ihm lachend ins Ohr, indem er sich zugleich den Anschein gab, als wolle er eine verstreute Faser von seinem Rocke ablesen, „wo, wenn das Glück wohlwill, ein vacant werdendes Ministerportefeuille wieder erwischt werden kann."

Schroffenstein der Vater hielt es nicht der Mühe werth, darauf zu antworten. Als ob er die Bemerkung des lustigen Jagdjunkers gar nicht vernommen hätte, wandte auch er sich mit der Frage nach dem Befinden Seiner Durchlaucht an den die Thür bewachenden Lakaien, als diese aufging und der Oberkammerdiener Bornemann den Kopf durch die Spalte steckte. „Seine Durchlaucht wollen ausreiten", rief er; „geben Sie Befehl, daß die Mira sogleich gesattelt und in einer halben Stunde an das Hofgartenthor gebracht werde!"

„Und wen geruhen Seine Durchlaucht zur Begleitung zu befehlen?“ rief in unterwürfigem Tone der Adjutant, welcher eilfertig hinzugesprungen war.

Der Oberkammerdiener blickte mit dem ganzen Gefühle seiner augenblicklichen Wichtigkeit im Saale umher; er machte eine boshafte Pause, um alle fühlen zu lassen, daß der Wink, der sie bestimme, nur aus seinem Munde komme. „Durchlaucht wollen gar keine Begleitung“, sagte er dann. „Nur der Jockey vom Tage soll sich bereit halten.“

„Und wie befinden sich Seine Durchlaucht?“ fragte der ältere Schroffenstein wieder, indem er den Oberkammerdiener mit vertraulicher Herablassung auf der Brust und an der Rockklappe faßte und ihn ein paar Schritte seitwärts zu führen suchte. „Ich bin noch einmal hier“, fuhr er dann fort, als der Kammerdiener statt der Antwort nur vielsagend mit den Achseln zuckte. „Die Lage der Stadt wird immer dringender und bedenklicher. Wenn das Befinden Seiner Durchlaucht es irgend gestattet, so melden Sie mich!“

„Es ist unmöglich, Excellenz“, entgegnete Bornemann zurückweichend. „Durchlaucht haben sich zwar vollständig wieder erholt, aber ich habe den strengsten Befehl, Niemand zu melden, wer es auch sein möge. Excellenz begreifen also —“

„An Ihnen ist es, zu begreifen, Bornemann, daß Sie bei mir wohl eine Ausnahme machen dürfen. Ich bin im Stande, sowohl Ihre Entschuldigung als Ihre Entschädigung bei Seiner Durchlaucht zu übernehmen."

Der Oberkammerdiener sah ihn mit einem Blicke an, in welchem Hochmuth und Spott sich mischten. „Mein Auftrag lautet, Niemand zu melden bei Verlust meines Dienstes. Dem gegenüber gibt es keine Entschuldigung, und was die Entschädigung betrifft, so möchte ich den Verlust meines Dienstes nicht riskiren; denn man will von bedeutenden Verlusten wissen, welche Eure Excellenz in neuester Zeit erlitten haben sollen."

„Unverschämter Bursche!" knirschte Schroffenstein, während der Oberkammerdiener wieder in das Vorzimmer zurückkehrte. „O daß nur auf eine Stunde die alte Macht wieder mein wäre, um mich an dem Gesindel rächen und mein Kerbholz mit ihm ausgleichen zu können! Aber nur Geduld! Mir ist, als ginge eine Ahnung durch diese Räume, daß ein solcher Augenblick nicht mehr fern ist."

Die Hauptthür schlug mit ungewohnter Raschheit ihre Flügel auseinander. General Bauer trat sporenklirrend und säbelrasselnd ein. „Melden Sie mich sogleich bei Seiner Durchlaucht!" rief er schon auf der Schwelle. „Es ist Gefahr im Verzug."

„Seien Sie mir willkommen, Verehrtester!" sagte Graf Schroffenstein, der ihm entgegengetreten war und vertraulich den Arm in den seinigen legte. „Aber Sie werden sich mit mir trösten und lernen Geduld zu haben. Es ist strenger Befehl, Niemand zu Seiner Durchlaucht zu lassen."

„Ich muß den Herzog sprechen. Jede Verzögerung bringt Gefahr. Die Unruhe in der Stadt hat schon eine bedenkliche Höhe erreicht. Es müssen Vorbereitungen getroffen werden, es müssen Befehle gegeben werden, und Niemand weiß, wer sie zu ertheilen hat."

„Dasselbe habe ich vorgestellt", sagte Schroffenstein. „Aber der Oberkammerdiener verschanzt sich hinter den Auftrag Seiner Durchlaucht und will den angedrohten Verlust seines Dienstes nicht wagen."

„Aber in des Henkers Namen", rief der General, indem er den Säbel auf den Boden stieß, „was soll das werden? Einmal müssen wir doch ins Klare kommen. Wer ist denn Minister? Was ist wahr von all den Dingen, die man sich erzählt, und was nicht? Ist der Mensch, der uns so lange mit seinem freisinnigen Wesen gequält hat, noch Minister? Wo ist er dann? Warum läßt er sich nicht blicken? Oder hat die Professorenwirthschaft ein Ende? Wer steht dann am Ruder?"

„Sie finden uns alle hier nicht besser unterrichtet und nicht minder auf die Entwicklung gespannt, als Sie es selbst sind, Herr General“, rief Adelhoven. „Gewiß ist nur so viel, daß zwischen dem Herzog und dem Minister ein persönlicher Zusammenstoß stattgefunden hat, infolge dessen dieser seine Entlassung eingereicht haben soll. Ob sie angenommen ist und wer der Nachfolger werden soll, darüber sind wir nicht mehr im Klaren als der Pöbel, der auf den Straßen herumjohlt und nicht übel Lust zu haben scheint, wieder einmal Krawall zu machen.“

„Sie sollen nicht!“ rief General Bauer. „Sie sollen nicht denken, daß sie es durchsetzen, wie das erste Mal. Mir ist, als spürte ich etwas von der damaligen Luft. Aber das zweite Mal wollen wir zeigen, daß wir wenigstens etwas gelernt haben. Und wenn der Tod darauf stünde, ich gehe zum Herzog.“

Entschlossenen Schrittes wandte er sich gegen die Gemächer des Herzogs, als ein Diener gegenüber die Flügelthür ehrerbietig auseinanderschlug und mit halblauter Stimme, aber allgemein verständlich das Erscheinen der Herzogin-Mutter ankündigte. Athemlose Stille trat ein. Im nächsten Augenblicke rauschte die hohe Greisin, von Primitiva geleitet, durch den Saal, wie gewöhnlich vom Scheitel bis zur Sohle in schwarze

Seide gehüllt und um das Haupt einen schwarzen Schleier geschlagen, welcher das weiße Haar sowie die erblindeten Augen beinahe vollständig verhüllte. An der Hand des Fräuleins schritt sie schnurstracks auf die Thür der herzoglichen Zimmer los, vor welcher der Lakai rathlos und in unendlicher Verlegenheit stand, indem er es nicht wagte, der Fürstin den Eintritt zu wehren, und doch mit einer halben Geberde anzudeuten schien, als habe er dergleichen im Sinne

„Was ist hier?" fragte die Herzogin, welche auch die kleine dadurch entstandene Verzögerung gewahrte, in strengem Tone.

„Entschuldigen Ihro Durchlaucht!" sagte der General hinzutretend. „Die Dienerschaft hat Befehl, Niemand einzulassen und Niemand zu melden, wer es auch sei."

„Hinweg von der Schwelle!" rief die Fürstin zürnend. „Noch lebe ich, und solange ich lebe, ist kein Gemach in diesen Räumen, das mir verboten wäre."

„Gott sei Dank!" rief Schroffenstein, dem General zunickend, während die Flügel der Thür hinter ihr zusammenschlugen. „Das kam zur rechten Zeit. Jetzt werden wir wenigstens bald wissen, in wessen Händen das Regiment ist."

Herzog Felix hatte indessen im Innersten seiner

Gemächer trost- und ruhelose Stunden in unseligster Stimmung zugebracht. Mit sich selbst allein und mit dem Vorgefallenen beschäftigt, vermochte er zu keinem Entschlusse zu kommen. Im militärischen Ueberrocke, den er nachlässig übergeworfen hatte, schritt er aufgeregt hin und her und warf sich bald auf die Ottomane, den glühenden Kopf wider die Seidenkissen pressend, als ob er Kühlung suche, bald sprang er nach wenigen Augenblicken wieder empor, um die rastlose Wanderung von neuem zu beginnen. Auf dem Arbeitstische lag ein offener Brief. So oft er daran vorüberschritt, wollte er die Hand ausstrecken, denselben zu ergreifen, aber immer zog er sie mit einer Art Scheu zurück, als fürchte er, sich an demselben zu verletzen, und dennoch kehrten immer wieder die Augen nach dem Blatte zurück. Ungeduldig riß er endlich ein seidenes Tuch vom Schranke und warf es auf den Tisch, um ihn zu bedecken. „Verschwinde, verdammter Mahner!" murmelte er. „Ich will dich nicht immer vor mir sehen, diese Buchstaben sollen mich nicht immer anstarren wie schwarze, fragende Augen! Ruhe, Ruhe!" rief er dann, sich vor die erhitzte Stirn schlagend. „Wer gibt mir die nöthige Sammlung? Was entreißt mich diesem Zustand, gegen welchen die Qualen der Folter Seligkeit sein müßten? Ich erliege, ich fühle, daß ich die Kraft nicht habe, diesen

Sturm zu bändigen, und dennoch kann ich es nicht über mich gewinnen, Jemand in mein Fahrzeug zu mir zu nehmen, meine Ohnmacht zu bekennen und Hülfe zu verlangen. — Wie er vor mir dastand!" fuhr er nach einer Weile nachsinnend und in seinem Wandern innehaltend fort. „Mit welcher Miene des Stolzes er auf mich heruntersah, als wäre er der Fürst und ich ein zitternder, unterwürfiger Knecht, als wäre er der Richter, der dem verurtheilten, überwiesenen Verbrecher seinen Spruch verkündet! Und hatte er denn nicht Recht, wenn er mich so ansah? Was bin ich sonst? Ich bin ein Verbrecher an dem Heiligsten, an dem Einzigen, was die Gesellschaft der Menschen zusammenhält, daß sie sich nicht gleich wilden Thieren unter einander zerfleischen. Ich habe seine arglose, aufopfernde Freundschaft hintergangen, habe sein Vertrauen mißbraucht, seinen arglosen, offenen Sinn getäuscht! Er hat mir sein Leben dahingegeben, und ich habe es ihm dadurch gedankt, daß ich ihm sein Weib, in welchem er das Glück seines Lebens zu finden gehofft, entriß. Ich habe das Haus, das er sich gebaut, mit Schmach bedeckt. Es ist schändlich, unerhört! Ich wollte, die Erde öffnete sich unter meinem stampfenden Fußtritt und schlänge mich hinab, um mich vor mir selber zu verbergen! Warum mußte ich sie wiederfinden", begann er nach kurzem Nachdenken

in etwas weicherer Stimmung, „sie, die mir schon beim ersten Begegnen die ganze Seele verwirrte und mich zur Gewalt verlockte? Warum mußte ich sie unter solchen Verhältnissen wiederfinden? Warum mußte der Unselige gerade dieses Weib in sein Haus führen, dessen leichtes Gemüth niemals zu seinem einfachen, geraden Wesen stimmen konnte, dessen Bild schon jetzt, nach wenig Tagen durch die Ereignisse in mir verwischt ist, daß ich kaum seine Züge wiederzuerkennen vermag? Aber wie", rief er, plötzlich wieder auffahrend, „wenn sie seiner unwürdig war, verringert das meine Schuld, gibt das meiner Handlungsweise eine andere Gestalt? Nein, sie erscheint nur desto schändlicher. O, er hatte Recht, wenn er auf mich niedersah, als ob er mich unter der Verglast seiner Verachtung begraben wollte! Er hatte Recht, mir seinen Dienst vor die Füße zu werfen. Alle Welt wird erfahren, daß er es gethan und warum er es gethan, und alle Welt wird mit Fingern auf mich deuten und wird gut heißen, was er that, und wird sagen: Der Mann hatte Recht; er hat Ehre im Leibe; aber der Herzog ist — Himmel und Erde!" rief er wie außer sich, indem er von der Ottomane wieder emporsprang und sich in den Haaren wühlte. „Wo ist ein Ausweg aus diesem Labyrinth, ein Ausweg, der mir die Schande erspart, der

mich dieses Blatt vergessen läßt und dieses Bild in meiner Erinnerung auslöscht?“ Wie wider Willen schob er das Tuch beiseite, ergriff den Brief und las, halblaut murmelnd:

„Mit tiefem Schmerze thue ich diesen Schritt, denn es ist schwer, einem Ideale zu entsagen, dessen Verwirklichung so nahe zu sein schien, um so schwerer, wenn damit alle Hoffnung aufgegeben werden muß; denn Völker- und Menschenglück können nicht gedeihen unter einer Hand, die vom Treubruch besudelt ist.“

In welchem Tone er mit mir spricht!“ rief Felix. „Darf er in diesem Tone mit mir sprechen? Bin ich nicht immerhin der Fürst, dem er seine Stellung verdankt, dem er sich beugen muß, und wenn es auch wahr wäre, daß ich ihm Unrecht gethan? Er darf nicht! Ich dulde den Hochmuth nicht, der aus diesen Worten spricht; ich muß ihn beugen, muß ihn vor mir gedemüthigt sehen. O daß ich einen Führer fände, der mir den Weg dazu zeigte, und wäre es ein Dämon der Unterwelt, ich wollte ihn willkommen heißen!“

Er hatte in der Aufregung nicht bemerkt, daß sich die Thür längst geöffnet und die Herzogin eingelassen hatte; sie war im Dunkel des Gemachs an derselben stehen geblieben und schien der Hand zu warten, welche

sie weiter führen sollte. „Du hast nicht nöthig, Dämonen zu beschwören", sagte sie jetzt feierlich. „Es gibt noch gute Geister, die Dir zur Seite stehen, wenn Du sie hören willst. Du suchst einen Ausweg aus dem Labyrinth, in das Du Dich verwickelt hast? Nun wohl! Es ist allerdings sonderbar, wenn der Blinde der Führer dessen werden will, der sich seiner offenen Augen rühmt, aber gib mir Deine Hand und ich will Dir den gesuchten Ausweg zeigen."

Der Herzog stand wie festgebannt an seiner Stelle. Er bedurfte einiger Augenblicke, um sich von seiner Ueberraschung zu erholen; dann eilte er hinzu, bot der Fürstin den Arm und geleitete sie an einen Lehnstuhl, in den sie sich tastend niederließ.

„Sie?" rief der Herzog staunend und verwirrt. „Sie kommen zu mir, durchlauchtige Mama?"

„Ich höre am Tone Deiner Stimme", entgegnete sie, „daß Du befangen bist, mich bei Dir zu sehen, und Du hast auch volle Ursache dazu. Ja, ich bin es, ich, die Du zu einer Gefangenen herabgewürdigt, ich habe mir selbst die Freiheit gegeben und komme zu Dir. Zwar sollte das nicht wieder geschehen; ich hatte es in mir beschlossen und vor dem Ewigen geschworen, Du solltest dieses Angesicht, an dem Du zu freveln Dich unterstanden, nie wieder schauen, aber die Kunde von

der plötzlichen Wandlung, die in den Verhältnissen eingetreten, hat mich des Gelöbnisses entbunden. Ich komme, wenn auch nicht Deinetwegen, aber ich komme, weil höhere Rücksichten es mir gebieten, Rücksichten auf unser Geschlecht, auf den Thron dieses Landes und auf unser Recht an demselben. Vielleicht hat der Blitz, der Dir vor den Füßen in den Boden schlug, die Nacht erhellt, die Dich umgab, und Dir den Abgrund gezeigt, an welchem Du stehst. Drum will ich es noch einmal versuchen, Dich zurückzuhalten. Du schweigst?" setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu, in welcher sie eine Antwort erwartet hatte. „Du hast mir nichts zu sagen?"

„Ich bin zu überrascht, Durchlaucht", erwiderte Felix, sich in einen Stuhl neben ihr werfend. „Ich wollte allein sein, wollte das Vorgegangene mit mir allein durchkämpfen. Wenn Sie mich sehen könnten, Mama, würden Sie erkennen, wie wenig ich darauf vorbereitet bin, Jemand zu empfangen, zumal Sie."

„Ich glaube Dir's, mein Sohn", entgegnete die Herzogin. „Es mag schwer ankommen, eine Täuschung zu bekennen, in der man so tief befangen war. Es mag bitter sein, einzugestehen, daß man auf dem Irrweg der Sünde und des Lasters gewandelt ist. Aber ich will es Dir verzeihen, ich will sogar den Irrweg

segnen, wenn er Dich zur Einsicht bringt, zur Erkenntniß und zur Besserung! Ich will Dir daher ein demüthigendes Geständniß ersparen; meine Fäden sind überall angeknüpft und das fehlende Auge ersetzt mir das Gefühl; ich glaube bereits so ziemlich Alles zu wissen, was zwischen Dir und dem sogenannten Minister vorgefallen ist. Beantworte mir das Eine: Ist es wahr, daß er seine Entlassung gefordert hat?"

„Es ist wahr."

„Nun, und Du hast doch keinen Augenblick gezaudert, sie anzunehmen?"

„Ich muß wohl. Unter uns ist eine Verbindung nicht mehr möglich. Ich werde nicht umhin können, sie anzunehmen."

„So verschiebe es um keines Pulses Dauer", rief die Herzogin, „und danke dem Himmel, dessen Gnade und Langmuth Dir noch einmal Gelegenheit gibt, das Netz zu zerreißen, womit jener Abenteurer Dich umsponnen hat!"

„Sie gebrauchen harte Worte, Mama!" entgegnete der Herzog nach einigem Schweigen. „Diese Bezeichnung verdient Führer nicht."

„Nicht? Und wer bürgt Dir dafür?" rief die Herzogin entgegen. „Warum glaubst Du seinen glatten Reden mehr als meiner grauen Erfahrung? Wer sagt

Dir, daß nicht Alles ein von ihm und seiner Horde abgekartetes, lange vorher bedachtes Spiel war, nichts als eine Schlinge, Dich durch jenes Weib noch mehr an ihn zu fesseln, Dich vollends von ihm abhängig zu machen? Wer bürgt Dir dafür, daß seine Entlassung ernst gemeint ist, daß er nicht blos beabsichtigt, Dich fühlen zu lassen, wie unentbehrlich er Dir schon geworden ist?"

„Nein, Mama", sagte der Herzog, sich ruhig erhebend, „das denkt Führer nicht. Mit einem solchen Argwohn thun Sie ihm bitteres Unrecht an. Zu meiner Beschämung muß ich es gestehen: ich habe kein Arg an ihm gefunden; er ist wirklich ein edler Mensch —"

„Oder weiß sich geschickt den Schein eines solchen zu geben", rief die Herzogin. „Ich kenne ihn auch; Du hast selbst veranlaßt, daß ich ihn kennen lernte. Mit meinen erloschenen Augen habe ich seine Seele geschaut. Es ist ein guter Kern in ihm, ja er ist ein Mann von ganz ungewöhnlichen und außerordentlichen Fähigkeiten, aber er hat sie entadelt durch den Mißbrauch für schlechte Zwecke, der gute Kern in ihm ist verdorben — er ist ein vergiftetes Samenkorn. Was aus ihm aufsprießt, kann nur ein neues Giftgewächs sein."

„Es kann nicht sein", sagte der Herzog, hin und

herschreitend. „Aber wenn es auch so wäre, mit all diesem sind nicht die Mittel geboten, die Verlegenheit zu beseitigen. Mein Gott, wie schrecklich habe ich mich nach allen Seiten verstrickt! Wie soll ich mich aus dieser Verwirrung lösen ohne Schande? Es ist unmöglich."

„Nicht doch", sagte die Herzogin ruhig. „Gewinne es über Dich, mich gelassen anzuhören! Ich sage Dir: es ist möglich, sobald Du willst. Ich mache es möglich; ich zeige Dir den Weg, den einzigen Weg, der Dich aus dem Labyrinth führt, der Dir Beschämung und unserm erlauchten Namen einen Flecken erspart."

„Reden Sie, Mama! Retten Sie mich, und ich will Alles thun, was Sie verlangen. Nennen Sie diesen Weg!"

„Der Weg ist jener der Umkehr", sagte die Herzogin ernst. „Du hast Dich von dem frechen Neuerer und Schwindler auf eine abschüssige Bahn verleiten lassen, auf der ein Schritt vorwärts Dich in den Abgrund stürzt. So kehre um von der unseligen, unnatürlichen Genossenschaft mit jenen, die unter dem Scheine der Freundschaft unsere geborenen und geschworenen Feinde sind! Von den wahnsinnigen Ideen frevelhafter Neuerung kehre zu Deinen wahren, erprobten Freunden, zur alten, unumstößlichen Wahrheit zurück! Die Welt",

fuhr sie, an des Herzogs Arm sich erhebend, fort, „die Welt darf nie erfahren, welchen Grund Dein Zerwürfniß mit jenem Manne hat, sie darf wenigstens nie darüber Gewißheit erhalten. Damit das geschehe, muß aller Anschein von persönlicher Veranlassung verschwinden. Du mußt beweisen, daß es nur politische Gründe, Rücksichten der Staatsweisheit waren, welche die Trennung veranlaßten. Du mußt erklären und zeigen, daß Du Dich von der Verwerflichkeit der Staatslehren überzeugt hast, welche jener vertritt; Du mußt zeigen, daß Du es aufgegeben hast, sie zu verwirklichen."

„Sie haben Recht, Durchlaucht", entgegnete nach kurzem Besinnen der Herzog. „Der Gedanke ist vortrefflich und Ihrer würdig. Das wäre wirklich ein Weg, der zum Ziele führt; aber mir ist es unmöglich, ihn zu gehen. Ich bin schon zu weit gegangen, um noch umkehren zu können; man würde mich als einen Thoren brandmarken, wenn ich es thäte."

„Wer wird wagen, das zu thun? Du thust, was vor Dir Unzählige gethan, was nach Dir noch Manche vollbringen werden. Oder glaubst Du der erste unter den Fürsten zu sein, der das Scepter mit ähnlichen Gedanken wie Du ergriff und sie dann wieder aufgab, weil er genöthigt war, eine Wahl zu treffen zwischen ihnen und der Herrschaft?"

Der Herzog schritt durch das Gemach und blieb vor der Herzogin stehen. „Wir sind allein“, sagte er. „Lassen Sie mich eine Gewissensfrage an Sie richten, Mama! Ich weiß, daß jene Anschauungen, welche ich mit Führer zu verwirklichen strebte, Ihnen nicht die richtigen scheinen, aber hier unter uns und vor Gott müssen wir uns, die Hand aufs Herz gelegt, nicht eingestehen, daß sie doch die wahren sind? Glauben Sie nicht, es wird eine Zeit kommen, die trotz unseres Widerstrebens sie verwirklicht?“

„Ich glaube es nicht“, sagte die Herzogin fest. „Aber auch wenn es so wäre, dann lasse die Zeit, wenn sie kommen soll, zu ihrer Stunde hereinbrechen! Uns geziemt es jedenfalls nicht, sie zu beschleunigen. Die Herrschaft bedeutet nichts, wenn sie nicht unumschränkt ist. Wer ihr Grenzen und Bedingungen setzen will, der begeht ein Verbrechen gegen unser gottgegebenes, wohlbegründetes Recht. Wahnsinnig derjenige, der sich im Besitze befindet und ihn selber aufgibt, ehe er muß.“

„Ich kann dennoch nicht, Mama“, sagte Felix nach einigem Besinnen. „Wenn ich auch wollte, ich kann nicht. Die Gesetze sind in aller Form und Feierlichkeit erlassen — ich kann sie nicht wieder aufheben; ich habe mein Wort dafür verpfändet.“

„Verlange ich denn", rief die Herzogin eifrig, „daß Du Dein Wort nicht halten sollst? Verlange ich, daß Du die Gesetze, die Du unüberlegt gegeben, wieder aufheben sollst? Das wäre so unklug als Dein erster Schritt; das hieße Dich zu einem andern Aeußersten drängen. Sieh um Dich! Die Stadt ist in Gährung, das Land unruhig — man ist ungehalten über den Sturz des Volksministers, man denkt vielleicht daran, ihn nicht fallen zu lassen. Bei solchen außerordentlichen Zeitverhältnissen müssen auch außerordentliche Mittel gelten. Gut denn! Die Gesetze, die Du gegeben hast, sollen unangetastet bestehen bleiben. Aber was hindert, ihre Wirksamkeit eine Weile aufzuheben, nur auf so lange, bis Ruhe und Gehorsam wiederhergestellt sind, bis jene geordneten Zustände wieder bestehen, mit denen allein regiert werden kann? Oder willst Du Dir abtrotzen, willst Du Dich zwingen lassen, den Minister zu behalten, den Du als Mann neben Dir nicht mehr dulden kannst?"

„Zwingen?" rief Felix heftig. „Wer sollte es wagen?"

„Sie haben es schon einmal gewagt und mit Erfolg. Was sollte sie abhalten, ihr Glück noch einmal zu versuchen? Besinne Dich, Felix! Du hast keine andere Wahl. Du weißt", fuhr sie fort, indem sie näher

an ihn hinantrat, als fürchte sie, daß irgend Jemand das vernehmen könnte, was sie ihm mittheilte, „Du weißt, welche Nachrichten es waren, welche Deinen Minister so unvermuthet nach St.-Wendelin geführt haben. Der große Staat, der unser Grenznachbar ist, hat Deine Neuerungen längst mit höchst ungünstigen Augen betrachtet; er hat Dich gewarnt, er hat dagegen Verwahrung eingelegt. Man ist dort nicht gesonnen, es bei Protesten und Warnungen bewenden zu lassen, und wenn Du auf Deinem Wege beharrst, so wirst Du Dich überzeugen, daß man zu handeln entschlossen ist. Versuche es einmal, wirf Dich ganz dem sogenannten Volke in die Arme! Sieh, ob es Dich trägt und schützt, wenn beim weitern Verfolg Deiner Pläne der Krieg losbricht, wenn ein Dir zehnfach überlegenes feindliches Heer über die Grenze und vor die Hauptstadt rückt! So folge denn meinem Rath und kehre um! Ergreife die Hand des mächtigen Nachbars, die er Dir bietet! Geld, Truppen, Alles, was Du bedarfst und willst, steht zu Deiner Verfügung, ja, man ist sogar bereit, noch ein engeres Bündniß mit Dir einzugehen und es durch die Hand der einzigen Tochter zu besiegeln. Macht, Glanz, Reichthum öffnen Dir eine unabsehbare Aussicht. Es ist nicht möglich, daß Du länger schwanken kannst.“

„Sie verwirren, Sie blenden mich“, rief der Herzog, „aber Sie überzeugen mich nicht. Ich kann Ihre Gründe nicht widerlegen, doch ist es mir unmöglich, darnach zu handeln. Es widerstrebt mir, etwas zurückzunehmen, was ich gegeben, ein Gebäude einzureißen, zu dem ich selbst den Grundstein gelegt habe.“

„Gut denn — auch davon kann ich Dich befreien!“ rief die Herzogin dringender. „Du weißt, wie lange am Nachbarhofe Dein Besuch gewünscht und erwartet wurde — Du hast ihn immer zu verzögern gewußt. Jetzt ist ein günstiger Augenblick dazu gegeben. Reise hin, schließe selbst die neuen Verträge, knüpfe die neuen, segensreichen Verbindungen an! Mir aber gib Vollmacht, hier zu handeln! Ich will Dich der Gehässigkeit überheben, mit Dir selbst in Widerstreit zu kommen; ich will den Boden ebnen, bis Du wieder zurückkommst, und dann wird es immer noch bei Dir stehen, ein schöneres Gebäude aufzuführen, als das erste war.“

Der Herzog stand unschlüssig. Da erscholl von außen durch die Nacht wildes Getöse, verworrenes Geschrei, Klirren von eingeworfenen Fenstern, das Prasseln von schwer niederfallenden Steinen.

„Hörst Du?“ rief die Herzogin. „Wie lange wirst Du noch zögern? Warte nicht, bis der Pöbel eindringt und mit den Waffen in der Faust Dir Gesetze vor-

schreibt! Lasse mir die Vollmacht ausfertigen! Ich habe sie für alle Fälle längst vorbereiten lassen; sie bedarf nur Deiner Unterschrift. Ich will gehen und sie Dir schicken. Du willst, mein Sohn? Nicht wahr? Ich fühle es an dem Beben Deiner Hand, daß Du willst. Wohlan denn, rufe meine Dame! Ich werde gehen und das Werk beginnen."

Der Herzog klingelte. Primitiva erschien auf der Schwelle. Schweigend und mit tiefer Verneigung verabschiedete sich die Herzogin von dem Enkel und folgte der Führerin.

„Wollen Durchlaucht die Gnade haben, sich ankleiden zu lassen? Die Mira ist gesattelt", sagte der Oberkammerdiener, nach einer Weile eintretend, leise und von fern.

„Ah, ganz recht!" fuhr der Herzog auf. „Ich vergaß. Ja, es ist gut. Ich will ausreiten; das wird mich zerstreuen. Man soll das Pferd an das hintere Thor führen. Ich will durch den Park. Dahin wird sich das Volk wohl nicht verlaufen haben."

Der Kammerdiener trat näher, um dem Fürsten beim Ankleiden behülflich zu sein.

„Sind alle meine Befehle vollzogen?" fragte dieser während desselben. „Ist Niemand mehr im Vorzimmer?"

„Niemand, Durchlaucht“, entgegnete Bornemann, reichte ihm Hut und Reitpeitsche und öffnete die Thür. Als jedoch der Herzog den Fuß auf die Schwelle setzte, drang von draußen aus dem Vorzimmer ein lautes Gespräch herein, das sich fast wie ein Wortwechsel anhörte. Der dort befindliche Lakai war bemüht, eine ärmlich gekleidete, weinende Frau mit zwei Kindern zur Thür hinauszudrängen.

„Ich hab' Ihnen schon einmal gesagt“, rief er, „daß Seine Durchlaucht nicht zu sprechen ist. Wie können Sie nur die Frechheit haben, wiederzukommen? Ich begreife auch nicht, wo der Portier seine Augen hat, das Volk so hereinzulassen.“

„Allgerechter Gott im Himmel!“ rief die Frau, indem sie weinend die Hände rang. „Ich muß aber zu Seiner Durchlaucht, muß heute noch zu ihm. Er muß mir meinen Mann wiedergeben. Ich will ihm Alles sagen! Er muß ein Einsehen haben und muß uns helfen.“

„So kommen Sie morgen wieder!“ sagte der Lakai. „Heute ist keine Zeit. Sie müssen eben warten.“

„Ich kann nicht warten“, jammerte die Frau. „Wir gehen zu Grunde. Mein Mann wird krank an dem entsetzlichen Orte, wohin sie ihn gebracht haben. Er hält es nicht aus; er stirbt, ehe ich ihm Hülfe bringen kann.“

„Was geht hier vor?“ rief Felix vortretend. „Was wollen Sie? Ich bin der Herzog.“

Augenblicklich stürzte die Frau mit einem lauten Schrei zu seinen Füßen, die sie umklammerte, ohne daß er sich dessen erwehren konnte. „Herr und Heiland!“ rief sie. „Gnädige Durchlaucht, Sie sind es? Sie sind ja der Herr, der uns das Geld gegeben, das uns so ins Unglück gebracht hat! Gott sei ewig Lob und Dank, daß ich Sie gefunden habe! Nun werden Sie es sagen, daß wir das Geld von Ihnen haben; Sie werden es sagen, daß der Rempelmann kein Dieb ist und werden ihm seinen ehrlichen Namen wiedergeben!“

„Ich verstehe Sie nicht völlig, gute Frau“, sagte der Fürst. „Fassen Sie sich und erzählen Sie ruhig! Ich erinnere mich wohl an meine Gabe.“

Halb vor Freude lachend, halb unter Thränen in verwirrten Worten und abgebrochenen Sätzen erzählte die Meisterin, was geschehen war. Es genügte, den Zusammenhang klar werden zu lassen.

„Ich bedaure“, sagte der Herzog, „daß meine wohlgemeinte Gabe solches Unheil gestiftet hat. Aber ist es denn möglich, daß ein solches Urtheil gefällt wurde?“

Graf Schroffenstein der Vater, eine Urkunde mit mächtigen Siegeln in der Hand, war inzwischen ein-

getreten und Zeuge des Gesprächs geworden. „Das sind die Segnungen des neuen Gerichtsverfahrens, Durchlaucht“, flüsterte er mit tückischem Lächeln dem Fürsten zu. „Das ist ein neuer Beleg für die Vorzüglichkeit dieser Volksgerichte.“

„In der That“, sagte Felix bedächtig, „es scheint nicht Alles Gold zu sein, was glänzt. Was bringen Sie hier?“

„Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin-Mutter hatten die allerhöchste Gnade, mich mit der Ueberreichung dieser Urkunde zu beauftragen.“

„Gut“, sagte Felix umkehrend. „Legen Sie das Blatt auf meinen Tisch, Bornemann! Ihnen aber, Graf, binde ich auf die Seele, daß dieser armen Frau heute noch geholfen werde. Sie soll womöglich heute noch ihren Mann wiederhaben. Wenn ich es verhindern kann, soll ein Unschuldiger nicht eine Minute länger im Kerker schmachten. Gehen Sie, gute Frau! Verzeihen Sie, was mein guter Wille Uebles gestiftet hat! Ich werde darauf denken, es gut zu machen.“

Während Schroffenstein mit der vor Entzücken wortlosen Frau Rempelmann sich entfernte, war der Herzog in das Kabinet zurückgetreten. Die Vollmachtsurkunde lag auf dem Tische, unmittelbar daneben Führer's Absagebrief. „Ja“, sagte er halblaut, indem er einen

Blick auf diesen warf und die Feder ergriff, „ich will unterzeichnen. Jetzt habe ich das Mittel gefunden, diesen Stolz zu brechen, diesen Uebermuth, der sich über den Thron emporbäumen will. Stolz? Nein, das ist es nicht; das ist Verachtung. Wohlan, sein Spielzeug büße mir für ihn!“

Ende des vierten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.
Papier von Julius Lange in Jeßnitz bei Dessau.